

Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715-1808)
übersetzt nach Georges Duplessis:
«Mémoires et Journal de J. G. Wille», 2 Bde., Paris 1857

von Herbert Krüger und Peter Merck

Teil II (Fortsetzung von Band 51, 1966)

Am großen Marktplatz der Stadt fließt dieser Fluß offen; dort stehen auf jedem Ufer zwei viereckige Türme in gutem Zustand und aus Backstein fest gebaut. Diese vier Türme schienen mir nach ihrer Bauart aus sehr alter Zeit zu stammen, und ich stellte mir natürlich vor, daß die Bewohner dieses Viertels aus Tradition oder anderen Gründen über ihren Ursprung und ihren Zweck unterrichtet sein könnten. Deshalb wandte ich mich, um etwas darüber zu erfahren, an einen Anwohner, der vor seiner Tür saß und der mir mit seinem freundlichen Gesicht und seiner ruhigen Haltung Vertrauen einflößte. Er schien mir auch ein Mann von Bildung zu sein, um so mehr als er in tief sinnige Überlegungen versunken schien, während er ebenso sachverständig wie behaglich rauchte. Nachdem der gute Mann meine Fragen wohlwollend angehört hatte, während er in regelmäßigen Abständen den Rauch seiner Pfeife in die Luft blies, antwortete er mir endlich mit herzlicher Aufrichtigkeit: „Mein Herr, das einzige, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß mein Großvater, mein Vater und ich selbst immer diese vier Türme so vor uns gesehen haben wie sie vor Ihnen stehen, aber mehr weiß ich darüber nicht.“ Eine so lichtvolle Auskunft vergrößerte mein Unwissen und entließ mich verduzt.

Unersättlich in dem Wunsch, Neues kennenzulernen und zu erforschen, streifte ich überall herum. So sah ich auf dem Friedhof der St.-Georgs-Kirche ehrfurchtsvoll einige Kriegsmaschinen, wie sie vor der Erfindung des Schießpulvers gebraucht wurden. Es waren hölzerne Rammböcke, hergestellt aus geraden Baumstämmen von mehr als 20 Fuß Länge; sie hingen waagrecht an der linken Mauer, sorgfältig geglättet und an ihrem Kopf mit starken Bandeisen versehen; sie hatten noch die alten Griffe, an denen die Soldaten sie aufhoben, schwangen und mit wiederholten Stößen die Mauern erschütterten oder die Tore der Städte und Burgen einrannten. Ich glaube, daß solche Maschinen heute selten sind. Daher hatte man die Rammböcke auf diesem Friedhof sorgfältig überdacht, um sie gut zu erhalten.

Auf dem gleichen Friedhof gab es rechter Hand an der Mauer eine Kreuzigungsgruppe, deren rötliche Sandsteinfiguren in natürlicher Größe sehr schön gearbeitet waren. Dieses sehr eigenartige Werk im gotischen Stil hatte keinerlei Beschädigung erlitten⁵²).

⁵²) Über Willes Jugendjahre und die hier zur Besprechung stehende Gesellenwanderung sind inzwischen zwei weitere Einzelbearbeitungen erschienen:

H. Krüger: Oberhessische Jugenderinnerungen des Pariser Kupferstechers Jean Georg Wille, 1715—1808. Hessische Heimat, N. F. 16, H. 2, 1966, sowie H. Krüger: Die Gesellenwanderung des „französischen“ Kupferstechers Jean Georges Wille aus Oberhessen über Straßburg nach Paris im Jahre 1736. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. Bd. 113 (N. F. 74) 1966.

Friedhof und Kreuzigungsgruppe von Hagenau werden in W. Hotz' Handbuch nicht erwähnt.

Unabhängig von diesen wenigen Kunstdenkmälern, die ich gerade angeführt habe, lernte ich doch, teils innerhalb der Stadt, teils in der Umgebung, eine Anzahl merkwürdiger Dinge kennen, die des Zeichnens wert gewesen wären. Trotz meines Verlangens, unterließ ich es aus Vorsicht, denn ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, keine Objekte in der Nähe einer Garnison zu zeichnen. Zu meiner Zeit lag in Hagenau ein Regiment Husaren; mehrere sehr liebenswürdige Offiziere dieses Regiments hatte ich kennengelernt.

Ich hätte beinahe vergessen zu sagen, daß die Bevölkerung von Hagenau heiteren Gemüts ist. Sie liebt das Vergnügen, besonders das Tanzen, wozu es an Gelegenheit nie mangelte. Außerhalb der Stadt gibt es Tanzböden, wo die Jugend zu Festen und an Sonntagen zusammenströmt. Aus Neugierde gingen wir dorthin und sahen in einem großen Saal Maurergesellen in zerrissenen Hemden, Schusterbuben ohne Schuhe, Schneider ohne Hosen und Mägde ohne Zurückhaltung tanzen. Mein Ziel war, die lächerlichen Verrenkungen, die übertriebenen, tölpelhaften und unschicklichen Bewegungen all dieser herumhüpfenden Gestalten zu beobachten. All dies schien mir des Zeichnens wert; doch konnte ich es nur im Geiste tun und meine Erinnerung damit anfüllen. Indessen bezahlte diese feine Gesellschaft in all ihrer Ausgelassenheit die Musikanten ebenso großzügig wie aufs genaueste den Wein und das gute Essen dem Wirt, der nie Kredit gab.

Außer diesen Vergnügungsstätten gab es noch längs der alten Befestigungswälle von Hagenau eine Promenade, die von Pilgern und anderen Leuten begangen wurde, wenn sie nach Marienthal gingen zu einer Kirche, in der sich ein wundertätiges Bild befindet⁵³⁾. Wir waren in dieser Kirche, in der es zahlreiche Votivtafeln jeglicher Art gibt, die an den Wänden aufgehängt sind. Diese Bilder, die dieses oder jenes Wunder zeigen, scheinen von denjenigen selbst gemalt zu sein, deren Heilung durch ihre fromme und inbrünstige Zuversicht bewirkt war. In der Nähe dieser Kirche gibt es Gasthäuser, deren Wirte und Wirtinnen mit ihrer zur Schau getragenen Teilnahme die Börsen der Pilger mit ebensoviel Vergnügen zu leeren verstanden wie diese die mehr oder weniger gut gefüllten Krüge.

Da es jedoch in Hagenau nichts mehr an Sehenswürdigkeiten zu besichtigen gab und meine handwerklichen Arbeiten wunschgemäß abgeschlossen waren, dachte ich, daß es höchste Zeit sei, diese Stadt zu verlassen, die nicht das eigentliche Ziel meiner Reise war. Ich sprach darüber mit meinem Freund und machte ihm klar, daß es viel angenehmer sei, Paris noch an schönen Sommertagen zu erreichen als im Winter hinzureisen. Er fand Geschmack an meiner Begründung, verständigte seinen Meister und nahm höflich von ihm Abschied. Danach waren unsere Reisevorbereitungen ebenso schnell getan wie erdacht. Jeder schulterte seinen Ranzen, der nicht zu groß war, als daß sein Gewicht unser Kreuz hätte schinden können. Er enthielt nur ein Hemd, drei Halskragen, eine Mütze,

⁵³⁾ Die im Jahre 1246 gegründete Einsiedelei wurde 1614 an die Jesuiten abgetreten, die die Wallfahrt wieder aufnahmen, bis der Orden 1764 aufgelöst wurde.

zwei Taschentücher und ein Paar Strümpfe. Jedes Bündel war in ein wasserdichtes Tuch eingeschlagen und hatte die Form der Tragtasche der Zigeuner. Wir verließen also die Stadt Hagenau, ausgestattet und beladen, wie ich es gerade geschildert habe, und wir drehten uns noch oftmals um und winkten aus dankbarer Erinnerung an das Vergnügen und das Wohlergehen, das wir fast zwei Monate in ihrem Schoß genossen hatten.

Nun waren wir endlich auf dem Weg, der nach Straßburg führt; wir waren dabei so froh und aufgeräumt, wie es nur junge Leute sein können, die sich weder um die Gegenwart noch um die Zukunft Gedanken machen. Wir sangen vergnügt die Lieder unserer Kindheit und unseres Vaterlandes, als ein Kapuzinermönch, der mit seinem wohlgefüllten Bettelsack im Schatten eines Gebäuchs am Wege gesessen hatte, sich bescheiden erhob. Wir grüßten ihn mit dem Hut in der Hand; er erwiderte den Gruß mit einer ungezwungenen Verbeugung und bat uns, den Marsch durch den als gefährlich verrufenen Forst von Hagenau mit uns zusammen machen zu dürfen. Wir stimmten gern zu. Doch da der arme Mann alt war und unter seinem Doppelsack nur langsam ging, boten wir ihm an, sein Bündel abwechselnd zu tragen, um ihn zu erleichtern, wenn er es uns anvertrauen würde. Das tat er mit Freuden und von unserer Hilfsbereitschaft gerührt, zog er aus seinem Sack eine Blechdose, mit einer weißen Käsemasse und sagte: „Essen Sie davon, meine Herren, hier mit meinem kleinen Buchsbaumlöffel. Das wird Sie erfrischen, denn die Hitze ist groß.“ Wir dankten ihm, ohne seinen Käse anzunehmen, doch bat ich ihn um die Erlaubnis, bei der nächsten Rast sein Profil in ein Büchlein zeichnen zu dürfen, das ich bei mir trug. Er gestattete es mir und stellte sich bereitwillig zur Verfügung. Übrigens war das Profil dieses Mönchs schön und markant, sein im Laufe der Jahre weiß gewordener Bart war voll, lang und ehrwürdig. Es war dies das erste Porträt, das ich je auf einer Landstraße gezeichnet habe.

Als wir mitten im Walde waren, trat eine sehr dunkelbraune Zigeunerin hervor, mit wallendem Haar, ein Kind auf dem Rücken, in eine zerlumpte Decke gehüllt. Sie erbot sich, uns für wenig Geld die Zukunft zu weissagen; aber unser Mönch, der sie prüfend angeschaut hatte, zog aus seinem Sack eine Cervelatwurst, der er ihr gab und schickte sie mit der Güte und Würde eines Patriarchen in die Tiefe des Waldes zurück.

Kaum waren wir aus diesem bekannten Forst heraus, als unser ehrwürdiger Greis, der unterwegs uns die unglaublichsten Geschichten erzählt hatte, sein Bündel wieder aufnahm, uns dankte, uns sogar dafür segnete, daß wir ihm die Last erleichtert hatten, Abschied nahm und einen anderen Weg einschlug. Wir grüßten ihn im Weitergehen noch lange mit unseren Zurufen und Winken⁵⁴⁾. Damals waren wir voll Frohsinn wie

⁵⁴⁾ Der Wahrheitsgehalt des so anekdotisch geschilderten Reiseerlebnisses muß allerdings zumindest für den letzten Reisetag vor Straßburg in Zweifel gezogen werden. Der berühmte Hagenauer Forst liegt im Norden dieser Stadt, er muß von den Freunden dementsprechend bereits Wochen zuvor, unmittelbar vor ihrer Ankunft in Hagenau, durchwandert worden sein, an jenem Tage, an dem sie äußerst ermüdet eine Wegstrecke von 55 km zurückgelegt hatten. Die Wegstrecke von Hagenau bis Straßburg, die die Freunde mit vermindertem Gepäck zu bewältigen hatten, beträgt dagegen nicht mehr als 30 km.

nie zuvor; wir erblickten in der Ferne das berühmte Straßburger Münster, das als ein Meisterwerk der Architektur angesehen wird; zwar gotisch, ist es doch elegant in seinem Aufbau. Trotz der Mächtigkeit dieses Bauwerkes ist es staunenerregend in seiner Höhe, seiner Leichtigkeit, seiner Kühnheit⁵⁵⁾. Es verlangte uns, das aus der Nähe zu betrachten, was wir aus Erzählungen schon lange kannten. Deshalb eilten wir mit der Schnelligkeit von Leuten, die keine Müdigkeit kennen, wenn es sich darum handelt, ein Ziel zu erreichen, das sie in hohem Maße interessiert.

Trotz der Schnelligkeit unseres Marsches kamen wir reichlich spät in Straßburg an, wo wir ausgezeichnet unterkamen. Am nächsten Morgen erkundigte ich mich zunächst einmal nach unserem Gepäck, das wir vorausgeschickt hatten. Gott sei Dank war alles da. Danach durchquerten wir einen Teil der Stadt und begaben uns sofort zum Münster, dem Ziel unserer Wünsche. Aufmerksam betrachteten wir alles, was es an Sehenswerthem innen und außen in dieser berühmten Kirche gab. Sie enthält so viele Bildwerke und ist so reich an Inschriften, die schon so gut bekannt sind, daß ich darauf verzichtete, sie in der Beschreibung festzuhalten, nicht zuletzt aus dem Grunde, weil ich nur ein junger Reisender mit wenig Erfahrung war.

Uns kam die Lust an, den Turm dieser prächtigen Kirche zu besteigen, um von dort die Größe der Stadt und ihre Umgebung zu betrachten. Sobald wir oben angekommen waren, kratzten wir unsere Namen auf der Balustrade ein, unter den Tausenden von Namen, die sich dort schon befanden⁵⁶⁾. Aber ich war noch nicht zufrieden, ich wollte in eines der Türmchen steigen, die die Kirchturmspitze außen begleiten. Mein Kamerad widersprach und stellte mir die Gefahr dieses Unternehmens vor Augen; aber ohne darauf zu hören, werfe ich meine Jacke und meinen Degen auf die Plattform, schwinde mich hinauf und steige flink bis auf die höchste Zinne. Von dort aus sehe ich mit Bewunderung in unbegrenzter Weite einen beträchtlichen Teil des Elsaß, einer Provinz, so volkreich, fruchtbar und lieblich wie die köstlichste Gegend der Welt. Schließlich muß ich herabsteigen; ich erblicke einen Abgrund unter mir; mir wird schwindelig. Das Türmchen war in seiner Konstruktion nach allen Seiten hin durchbrochen, sogar bis zu den Treppenstufen, auf die man die Füße setzen muß. Höchste Sorgfalt und Geschicklichkeit muß ich anwenden, um keine falschen Schritte zu tun. Endlich befinde ich mich unverseht dort, von wo ich aufgestiegen war und sogleich rufe ich meinem Freund zu: „Oh, welch ein Ruhm für mich!“ „Nur gut, daß ich nicht eifersüchtig darauf bin“, antwortete er.

Nach dieser so begeisterungsvollen Besichtigung kehrten wir in unsere Herberge zurück, wo wir G. F. Schmidt⁵⁷⁾, einen jungen Berliner Kupfer-

⁵⁵⁾ Gegenüber der allgemeiner bekannten „Entdeckung“ des Straßburger Münsters durch den jungen Goethe darf mit Recht auf dieses frühe Zeugnis der Wertschätzung altdeutsch-„gotischer“ Bauwerke durch unseren hessischen Handwerksgesellen hingewiesen werden. Schriftlich fixiert hat er dieses Straßburger Erlebnis allerdings erst gegen 1800.

⁵⁶⁾ Der junge Goethe als Straßburger Student hat 34 Jahre später dort gleichfalls seinen Namen eingekratzt.

⁵⁷⁾ Schmidt wurde, wie man noch sehen wird, Willes engster Freund, und ihre künstlerische Entwicklung hat sogar eine gewisse Ähnlichkeit (Duplessis).

stecher trafen, der gleichfalls dort logierte und sich auch auf dem Wege nach Paris befand. Er war in seinem Fach bereits gut bewandert und wurde später sehr perfekt in seinen prachtvollen Kupferstichen durch die vollendete Nachahmung von Rembrandts Manier, dessen kunstvolle und malerische Art kein Künstler je wieder so gut erfaßt hat wie er. Schmidt wurde von dieser ersten Begegnung an mein Freund, und unsere Freundschaft war bis an das Ende seines Lebens aufrichtig und beständig. Er war 4 Jahre älter als ich; wir reisten zusammen, unser Ziel war das gleiche. Er war in Begleitung eines jungen Malers, der auch aus Berlin kam.

Da die Kutsche von Straßburg nach Paris bereits innerhalb von 24 Stunden abfahren sollte, ordnete ich sogleich mein kleines Felleisen und ließ es auf die Kutsche bringen. Gleichzeitig drängte ich meinen Kameraden, eiligst dasselbe zu tun; er zögerte zuerst, dann erklärte er mir, er sei weiterhin entschlossen, in die Schweiz zu gehen, dort einige Zeit zu arbeiten und dann in die Heimat zurückzukehren. Er führte als besondere Begründung an, daß er kein Wort Französisch verstünde. Deshalb machte es ihm wenig Eindruck, als ich ihm sagte, daß auch ich sehr wenig verstünde, daß ich indessen glaubte, immerhin genug zu verstehen, um uns jederzeit aus der Verlegenheit helfen zu können, daß ein Aufenthalt in Paris auch für ihn nützlich sei und ihm Ansehen geben würde, und daß, wenn er nicht genügend Reisegeld habe, ich genug für uns beide zu haben glaubte. Alle meine Argumente blieben ohne Erfolg, wir mußten uns also trennen. Ich war verärgert, doch in einem solchen Fall ist es üblich und angebracht, für das letzte Beisammensein ein nettes Essen auftragen zu lassen, bei dem wir, das Glas in der Hand, kein Ende finden konnten, uns über tausend unerhört wichtige Dinge zu unterhalten, was man leicht verstehen wird. Zum Beispiel beauftragte ich ihn, allen bei uns daheim meine Grüße auszurichten, Bekannten und Unbekannten, besonders aber dem Juden Moses, genannt „Rotbart“, aus Waldkirch, um Verzeihung zu bitten. Früher hatte ich mir nämlich ein Vergnügen daraus gemacht, ihn als Karikatur auf einem der Königsberger Stadttore darzustellen. Er solle ihm versichern, daß, seit ich Philosoph geworden sei, er nicht mehr zu befürchten brauche, daß ich mich über ihn lustig mache, darüber werde er sich sicher freuen. Endlich war es Zeit, daß wir uns trennten; der getreue Kamerad und ich umarmten uns herzlich und wünschten uns gegenseitig, wie es schon unsere Vorväter taten, gute Reise und gute Gesundheit! Nach diesen Zeremonien mußte ich eine empfindliche Nachzahlung auf meine Zeche leisten.

Schon längst war die Kutsche von Straßburg abgefahren. Was tun? Ich sah keine andere Möglichkeit als hinterher zu laufen, um sie wieder einzuholen. Es hatte geregnet, es regnete noch von Zeit zu Zeit; das Pflaster war glitschig, und ich hatte keine andere Stütze als meinen leichten Degen. Von Straßburg nach Zabern sind es 7 Meilen. Ich durchmaß diese Straße so rasch wie möglich, ohne mich aufzuhalten, ohne zu trinken und zu essen, und ich holte die Kutsche erst ein, als sie gerade in den Hof des Gasthauses von Zabern einfuhr, wo sie die Nacht über bleiben mußte. Ich betrat erschöpft und durchnäßt die große Schankstube der Herberge,

wo ich flüchtig sah, daß viele Leute dort zu Abend aßen. Ich werfe mich auf einen Stuhl und fühle mich krank. Niemand gab acht auf mich außer vier Fuhrleuten in blauen Kitteln, von denen einer zu mir kam, mir auf die Schulter klopfte und sagte: „Sind Sie krank, lieber junger Mann?“ „Leider ja“, antwortete ich. „Nun, wenn wir auch Fuhrleute sind“, gab er zurück, „sind wir auch Mediziner, essen Sie hier ein Stück Limburger Käse (den er auf einem Teller hatte), das wird Sie heilen; genießen Sie sich nicht, unsere Wagen sind voll von dieser medizinischen Ware.“ Ich dankte ihm höflich für sein Angebot. Er bestand darauf und drängte mich, davon zu essen, sogar ohne Brot und schwor bei seiner Seele, daß ich davon gesund würde. Schließlich gehorchte ich, und kaum hatte ich einen kleinen Teil von diesem Käse gegessen, fühlte ich mich zusehends so gut wiederhergestellt, daß ich mir ein Brathähnchen, Salat und eine halbe Flasche Wein bringen ließ, was ich sehr genoß, und noch nie zuvor hatte ich mit so viel Appetit und Vergnügen gespeist. Die Fuhrleute, stämmige, große und schwere Männer mit frischen Gesichtsfarben, beendeten in diesem Augenblick ihr Abendessen, das reichlich und gut gewesen sein dürfte, denn sie waren noch eifrig beim Trinken, als ich mich diesen guten Menschen näherte. Ich dankte ihnen für die Sorge, mit der sie sich meiner in solcher Gutherzigkeit angenommen hatten, sie antworteten mir: „Das ist nicht der Rede wert“. Darauf zog ich mich zurück und aufgeräumt schlafen. Am anderen Morgen fühlte ich mich so munter und aufgeräumt, als ob ich am Tag zuvor weder müde noch unpäßlich gewesen wäre. Als Schmidt mich sah, neckte er mich in aller Freundschaft wegen meiner Nachlässigkeit vom Vortage, was ich auch verdiente.

Alles stand bereit für die Abfahrt der Kutsche, die sich früh morgens auf den Weg machte, jedoch recht langsam fuhr, obwohl sie mit acht Pferden bespannt war. Schmidt und sein Gefährte hatten dort die besten Plätze. Neben mehreren Reisenden gab es einen Ingenieur, der die Belagerung von Philippsburg mitgemacht, sich einige Zeit in Straßburg aufgehalten hatte und nach Paris, seinem Geburtsort, zurückkehrte. Er kannte dort die bedeutendsten Künstler, liebte den Kupferstich und kannte sich darin ausgezeichnet aus.

Er hieß Helle. (Helle gab zusammen mit seinem Freund Glomi den Katalog der Rembrandtschen Werke heraus, der von den Liebhabern so wohlgefällig aufgenommen wurde.) Helle war Junggeselle. Er erzählte mir, daß Peter Helle, sein Urgroßvater, Bürger und Uhrmacher in Nürnberg, der erste gewesen sei, der ein kleines Uhrwerk konstruiert habe, das in eine Kapsel von der Form und Größe eines Eies eingeschlossen war, und daß aus dieser seltsamen Erfindung, von Verbesserung zu Verbesserung, die Uhren entstanden seien, wie sie heute sind. Helle führte auch Schmidt bei Larmessin ein, nicht als Schüler, sondern um ihm beim Gravieren behilflich zu sein. Schmidt blieb bei diesem Meister nur 9 Monate. Ich erwähne ihn hier besonders gern, denn er wurde mein Freund und ist es bis an sein Lebensende geblieben ⁵⁸⁾.

⁵⁸⁾ Wir finden am Ende des Kataloges von d'Hermand in der kaiserlichen Bibliothek in Paris über diesen Amateur und seinen Schützling Helle eine bemerkenswerte handschriftliche Notiz, die wir hier glauben ausführlich wiedergeben zu müssen:
(Fortsetzung nächste Seite)

Dieser Katalog enthält nur einen Teil dessen, was in der Werkstatt des verstorbenen Robert-Alexandre d'Hermand angefertigt worden war, einem früheren Infanterieobersten, dem Generalfeldzeugmeister des Königs, der 1739 im Louvre im Alter von 69 Jahren verstorben ist.

Vor dem Verkauf seines Nachlasses traf man für den König eine Auswahl dessen, was ihm gefallen könnte. Der Geograph d'Anville und der verstorbene Herr Jaillot, ebenfalls ein Geograph, wurden ausersuchen, um das, was man für Seine Majestät ausgesucht hatte, aufzuzeichnen.

Was man dabei ausgewählt hatte, waren besonders handgezeichnete Pläne und Karten, deren größter Teil von Herrn d'Hermand in der Zeit von 35 Feldzügen gezeichnet worden war. Diese Zeichnungen wurden auf 10 000 Pfund geschätzt, durch eine Vergünstigung erhielt man 15 000 Pfund.

Viel Geld schlug man auch aus den Gemälden, Medaillen, Bronzen, Porzellanen, mechanischen und physikalischen Apparaten und anderem, ohne das Silbergeschirr zu zählen, das sehr umfangreich war, sowie auch aus Diamanten, Goldschmuck und wertvollen Möbeln. Man gab vorher dem König eine Reihe von Dingen zurück, die einst für seine Erziehung angefertigt worden waren. Darunter befanden sich z. B. eine Anzahl von Bänden, die eine sehr ausführliche Beschreibung aller Bekleidungsstücke der Truppen sowie die Geschichte aller Regimenter enthielten. Sie waren sehr sauber mit der Hand geschrieben, ein Teil war gezeichnet und koloriert, ein anderer Teil bestand aus farbigen Wiedergaben nach Stichen von Parrocel, und einige stammten sogar von ihm selbst; einige Kupferstiche zeigten Schwadronen, Bataillone und Lager mit ihren Zelten.

Ferner fand man zwei große Reliefkarten, eine von 36×18 Fuß Größe, die einen Teil Flanderns darstellte, auf der man die verschiedenen Truppenbewegungen beobachten konnte, wie sie in Abteilungen marschieren, wie sie sich zur Schlacht aufstellen und wie sie eine Blockade für die anschließende Belagerung einer Stadt aufbauen. Die andere Reliefkarte von ungefähr 6 Fuß Größe zeigte verschiedene Truppenbewegungen, wie sich die Abteilungen in Anpassung an die Unebenheiten des Terrains trennen und wie sie sich wieder vereinen, sich zur Schlacht aufstellen und einen festen Platz zur Belagerung einschließen.

Außer den oben erwähnten Dingen fanden sich zahlreiche bewegliche Modelle, die besondere Bewegungen veranschaulichten, sowohl der Kavallerie wie der Infanterie. Außerdem gab es einen vollständigen Zug Artillerie, ebenso viele Kanonen wie Mörser, alles Nötige an Gepäck und Munition; alles war in Miniatur, doch mit größtmöglicher Genauigkeit, angefertigt worden. Eine sehr große Summe Geldes erbrachte diese Habe beim Tod Herrn d'Hermands, die seiner Witwe ausbezahlt wurde.

Herr d'Hermand stammte aus guter Familie, von einem Vater, der an den königlichen Geschäften stark beteiligt war. Er ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden und scheute dafür keine Kosten. Doch da seine natürlichen Neigungen ihn nicht den Beruf des Kaufmanns lieben ließen, den er trotzdem nach dem Willen seines Vaters ergreifen sollte, konnte er seit seiner frühesten Jugend nur seine Talente für die Künste und Wissenschaften und besonders für die Kriegskunst beweisen. Infolgedessen diente er im Alter von 16 bis 17 Jahren als Kadett im Regiment von Piemont; er nahm bei seinem ersten Feldzug an der Schlacht von Fleurus teil, in der sein Regiment fast gänzlich aufgerieben wurde. Sein Verhalten in dieser Schlacht und die Verwundung, die er durch einen Schuß in den Oberschenkel erhalten hatte, trugen viel zu seiner Beförderung bei, so daß er zum Infanteriehauptmann befördert wurde. Von Ludwig XIV. wurde er sehr geschätzt, der ja gern verdiente und talentierte Männer lohnte. Er erkannte ihm den Titel eines Hofgeographen allergnädigst zu, zeichnete ihn mit dem Kreuz des heiligen Ludwig aus und gewährte ihm eine hohe Pension.

Der Herzog von Orléans als Regent des Königreiches ließ d'Hermand aus Cambray kommen, wo er als Geograph wohnte, und gab ihm im Louvre eine Wohnung, die er mit Hilfe beträchtlicher Mittel äußerst angenehm ausgestattet hatte. Dieser Fürst, der verdiente Männer auszuwählen verstand, vertraute ihm die Erziehung des jungen Königs an und beauftragte ihn, Seiner Majestät die verschiedensten Armeebewegungen darzustellen, sei es auf großen Reliefplänen, sei es auf gezeichneten Karten. Das versetzte ihn in die Lage, seinen Kartenbesitz zu vergrößern und sich eine große Pension zu verdienen.

(Fortsetzung nächste Seite)

Herr d'Hermand hatte seinen Neffen, Herrn P. C. A. Helle, als Pagen bei sich, um ihm eine Erziehung zuteil werden zu lassen, die ihn dazu befähigte, in kurzer Frist seinen Weg zu machen und von den weitreichenden Beziehungen, die er hatte, zu profitieren. Er verschaffte ihm sogar die Ehre, über die Zeit von 7 Jahren in der Nähe Seiner Majestät zu weilen. Das gab dem genannten Herrn Helle Veranlassung, sich große Hoffnungen zu machen. Doch da die Dinge dieser Welt, die die besten Aussichten zu haben scheinen, nicht immer gut ausgehen, hat dieser schöne Beginn Herrn Helle nichts genützt.

Herr d'Hermand hatte damals einen bedeutenden Rechtsstreit mit seiner Familie; er ließ keine Gelegenheit außer acht, sich mit allen seinen Geschwistern zu streiten. Sein Unwille erstreckte sich auch auf die Mutter des Herrn Helle, seine Schwester, obwohl sie an dieser ärgerlichen Angelegenheit keinen Anteil hatte. So war Herr Helle, von seinem Onkel in seiner Jugend im Stich gelassen, gezwungen, sich selbst um sein Fortkommen zu bemühen und seinen Unterhalt selbst zu bestreiten. Er beschäftigte sich mehrere Jahre damit, Leute von hohem Rang in der Geographie zu unterweisen. Herr d'Anville, der gelehrte Geograph, hat ihm gerne Stunden gegeben. Nachdem ihm dadurch die Möglichkeit gegeben war, bekannt zu werden, ergriff er 1734 die Gelegenheit, in den Krieg mitzuziehen. Er wohnte der Belagerung von Philippsburg in seiner Eigenschaft als beratender Geograph aktiv bei. Da er jedoch von seiner Familie nicht in gehöriger Weise unterstützt wurde, konnte er den Waffendienst nicht mehr leisten und war genötigt, nach Paris zurückzukehren, um eine Beschäftigung und eine Existenz zu finden.

Es war ein Glück für ihn, daß er Stiche und Zeichnungen immer geliebt und sich darin Kenntnisse erworben hatte, die ihm hohes Ansehen eintrugen. So vertrauten ihm zahlreiche Sammler die Ordnung ihrer Bestände an, was für ihn eine ehrenwerte und auszeichnende Tätigkeit war. Er hat sogar mehrere Reisen nach Holland unternommen, um verschiedene seltene Gegenstände zu erwerben: Zeichnungen, Gemälde, Stiche, Muscheln oder andere wertvolle Dinge, um die Sammlungen zu vervollständigen und zu bereichern. Er stellte auch gut durchdachte Auktionskataloge zum Verkauf von schönen und reichen Kuriositätenkabinetten jeglicher Art zusammen, und an den ihm anvertrauten Reichtümern konnte er partizipieren. Er übt noch immer die gleiche Beschäftigung aus und sucht sich sowohl durch seine Begabung als auch durch seine vollkommene Korrektheit hervorzutun. Er verwertet noch immer seine Kenntnisse, indem er die wohldurchdachten Kupferstichkataloge aller Meisterwerke nach Schulen zusammenstellt, und die Interessierten können sich an dem Wissen, das er in langen Jahren erworben hat, erfreuen.

Der König nahm häufig bei Herrn d'Hermand militärischen Unterricht. Während seines ganzen Lebens war dieses Haus eines der glänzendsten von Paris, weil dort nur Angehörige der allerersten Gesellschaft zusammentrafen. Er wurde von den Großen uneingeschränkt geschätzt und geachtet. Das war jedoch nicht der Fall bei anderen Leuten seiner Begabung, die ihm kein so hohes Ansehen zugestanden, sei es aus Eifersucht auf seinen Wohlstand, sei es, weil sie ihm seinen Verdienst neideten. Der größte Teil der Künstler schätzte ihn nicht, weil er sehr schwer zufriedenzustellen war, da er alle Arbeiten mit der höchsten Vollkommenheit ausgeführt sehen wollte.

Herr d'Hermand heiratete aus Neigung in Brüssel eines der schönsten Mädchen, die es gab. Er hatte nur eine Tochter, die kurz nach seinem Tod sich mit Herrn Duchiron vermählte, einem Abteilungsleiter im Kriegsministerium. Sie ist jetzt kinderlose Witwe und wohnt in Versailles. Sie führt dort ein sehr ehrenwertes Leben, erfreut sich eines ansehnlichen Vermögens und wegen ihres lebenswerten Charakters wird sie von allen hoch angesehen und geschätzt.

Nachdem Gott Herrn d'Hermand zu sich genommen hatte, ließ man aus besonderen Gründen seiner Witwe sein schönes Heim im Louvre, obwohl seit mehreren Jahren die Wohnungen nach dem Ableben der Inhaber der Witwen nicht mehr belassen werden. Gleichzeitig gewährte man ihr und ihrer Tochter eine ansehnliche Pension. Frau d'Hermand genoß noch viele Jahre all diese Vorteile und starb in (fehlt) im Alter von (fehlt). Frau und Fräulein d'Hermand haben Herrn Huquier, der die Zeichnungen und Stiche des Herrn d'Hermand katalogisiert und verkauft hatte, gestattet, während zweier Versteigerungen mehrere, dem obengenannten Herrn Huquier gehörende Konvolute mit zum Verkauf zu stellen, um ihn ihnen zu verpflichten (Duplessis).

Als wir in Luneville angekommen waren, wo die Kutsche haltmachte, lief ich mit Helle und Schmidt, den einzigen Wißbegierigen, um dort das Schloß und die Gärten zu besichtigen⁵⁹⁾. Nach meiner Rückkehr schlug unsere Wirtin, aus Freundschaft, wie sie sich ausdrückte, vor, mein deutsches Geld in französisches umzutauschen, das allein in dem Land, in das ich ginge, Gültigkeit hatte. Der Wechsel vollzog sich; sie bekam meine Gulden und einen kleinen Teil guter Dukaten; doch behielt ich den Rest, weil ich dachte, daß Gold überall Gold sei. Ich bemerkte jedoch beim Umwecheln unserer Geldsorten, daß diese liebenswürdige und gefällige Wirtin ihren Profit mehr liebte als meine Person, die ihr sehr gleichgültig gewesen sein dürfte.

In Saint Nicolas, einer Stadt in Lothringen, zeigte man uns mit Ehrfurcht in der Kirche gleichen Namens schwere Eisenketten, die an den Pfeilern hingen. Einst hatten die Türken damit unmenschlicher Weise hervorragende Christen gefesselt, die trotz der ihnen von den Barbaren zugefügten Qualen unerschütterlich fest in ihrem Glauben blieben. Dafür erhielten sie ihren Lohn; denn sie wurden auf wunderbare Weise, mit ihren Ketten beladen, trotz der Wachsamkeit der Türken in ihr heimatliches Lothringen gebracht. Man fügte hinzu, daß die Zeugnisse für die Wahrheit eines so außergewöhnlichen Tatbestandes sich darin manifestierten, daß diese gleichen Ketten, die seit Jahrhunderten an diesen Pfeilern hingen, sich niemals von ihrem Platz gerührt hätten, und seit dieser langen Zeit hätten die Pilgerfahrten zu der Kirche Saint Nicolas nie aufgehört⁶⁰⁾.

In Nancy angekommen, wo die Kutsche über Nacht blieb, blieb am Tag kaum Zeit, um mich in das Viertel zu begeben, das man Neustadt nennt, wo ich hübsche Straßen, schöne Bauten und einen großen Platz mit einem prächtigen Palais erblickte⁶¹⁾. Ich bedauerte damals, daß ich verhindert gewesen war, in einer Kirche die Grabmäler der alten lothringischen Herzöge, die bemerkenswert sein sollten, zu besichtigen.

Während dieser Reise machte ich die Bekanntschaft eines Kunstschlössers aus Olmütz in Mähren, der dem Wagen nachreiste. Es war ein höflicher junger Mann, der mir anschaulich die Begebenheiten seiner zahlreichen Reisen erzählte und mir, nachdem er meine Vertrauensseligkeit ein wenig auf die Probe gestellt hatte, bewies, daß er die Welt kannte und zu leben verstand. Er ließ sich von mir Geld, das er mir wiederzugeben versprach,

⁵⁹⁾ Es handelt sich um das wohl noch von Mansart sowie von Boffrand ab 1703 für die Lothringer Herzöge erbaute Barockschloß mit dem ausgedehnten „französischen“ Garten.

⁶⁰⁾ In dieser durch ihren imponierend hohen Turm weithin sichtbaren spätgotischen Stadt- und Wallfahrtskirche ließ sich über das weitere Schicksal der von Wille so anschaulich beschriebenen Ketten nichts mehr in Erfahrung bringen.

⁶¹⁾ Hier kann es sich nicht, wie man zunächst annehmen möchte, um den engeren Baukomplex der „Place Stanislas“ handeln, der erst von Héré einheitlich zwischen 1752–56 erbaut wurde, sondern um das aus dem 16. Jahrhundert stammende Palais Ducal, „das bedeutendste Profanbauwerk der Spätgotik in Lothringen“, sowie um die benachbarte Eglise des Cordeliers, die bekannte achteckige Grabeskirche der Lothringer Herzöge, auf die sich Wille ja ausdrücklich bezieht. Den anschließenden „großen Platz“ wird man kaum noch identifizieren können, da das an das Palais Ducal anschließende Gelände durch die unter Stanislaus Leszcynski durchgeführten Schloß- und Schloßgartenanlagen völlig umgestaltet worden ist.

sobald er in Paris wieder etwas verdient haben würde. Doch obwohl er dort in der Tat bald arbeitete und verdiente, gab er mir nach dem Brauch erfahrener Borger nichts zurück.

Wir kamen durch Verdun, eine stark befestigte und wichtige Stadt. Als wir anschließend an einer bestimmten Stelle ankamen, war die Kutsche genötigt, einen großen Umweg zu machen, um an einem Ort, an dessen Namen ich mich im Augenblick nicht erinnere, visitiert zu werden. Als wir dies erfuhren, verließen zwei Reisende die Kutsche, entschlossen, zu Fuß direkt nach Châlons zu gehen, um Zeit zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten zu haben und die Ankunft der Kutsche in dieser Stadt zu erwarten. Dieser Entschluß gefiel mir; ich schloß mich den beiden Reisenden an und unser Mann aus Mähren ebenfalls. Man zeigte uns den direkten Weg nach Châlons. Wir gingen rasch; aber bald drückte uns die Hitze nieder; es gab kein Wasser, um uns zu erfrischen; kein Baum war zu sehen, der uns Schatten hätte geben können⁶²⁾. Endlich gegen Abend stand am Eingang eines Dorfes ein Bauernhof, wo wir inständig um Quartier baten. Man antwortete uns: „Wir beherbergen niemanden.“ Nach einer so deutlichen und unfreundlichen Antwort wollten wir wissen, ob es im Dorf eine Herberge gäbe. „Nein“, sagte man, „aber da ist eine arme Frau, die manchmal Landstreichern und Vagabunden Obdach gibt; das könnte das richtige Quartier für Euch sein“.

Diese Antwort war nicht gerade erbaulich, aber wir wollten untergebracht werden, denn wir waren von Durst und Müdigkeit überwältigt. Wir fanden diese Frau, die uns aufnahm; wir baten um Wasser. „Das gibt es nicht bei uns“, sagte sie „aber hier ist ein Krug mit Wein, der fast voll ist.“ Dieser Wein war schlecht, doch in unserer Lage köstlich. „Und wie ist es mit dem Abendessen?“ „Ach, ich habe nur 10 Eier“, erwiderte sie, „ich werde sie mit Sauerampfer anrichten, wenn Sie wollen, das wird gut schmecken.“ Und sogleich schlug sie die Eier auf und mischte sie durcheinander mit den ganzen Sauerampferblättern in einem Topf, den sie auf ein kleines Strohfeuer stellte. Sie hatte das Salz vergessen, dafür war reichlich Pfeffer daran getan. So brachte unsere Wirtin ein Mus zusammen, das uns in einer anderen Situation angewidert hätte; doch der Hunger trieb es hinein. „Und wo schlafen wir?“ „Hier, meine Herren“, sagte diese gute Frau, „ist eine Leiter, steigen Sie da hinauf und Sie sind auf dem Dachboden. Dort ist Heu, legen Sie sich darauf, Sie werden gut schlafen, dafür stehe ich ein.“ Wir legten uns dort nieder und trotz der Flohbisse schlief ein jeder von uns bis zum nächsten Tag. Wir hatten keine Möglichkeit, Toilette zu machen; wir stiegen die Leiter hinab, bezahlten die Wirtin, brachen auf und kamen noch vor Mittag in Châlons an, in der Herberge, an der die Kutsche erwartet wurde. Da erst konnten wir uns frisch machen, da auch erkannten wir die Torheit unseres Ausflugs; denn die Blasen an unseren Füßen waren so schmerzhaft, daß wir gezwungen waren, das Zimmer zu hüten, so daß, als gegen Abend die Kutsche an-

⁶²⁾ Der Landschaftscharakter der hier benutzten schnurgeraden Römerstraße über die waldlosen, trockenen Kalkhochflächen der Champagne zwischen Verdun, St. Menchould und Châlons ist unserem hessischen Landsmann selbst noch in seinem hohen Alter unauslöschlich in Erinnerung geblieben.

kam, wir noch immer dabei waren, unsere Füße zu pflegen und zu heilen. Und so sah keiner von uns die Hauptstadt der Champagne, weder im ganzen noch in einzelnen Teilen.

Nach unserer Abreise von Châlons durchquerten wir verschiedene Städte und Dörfer, ohne daß wir die Möglichkeit gehabt hätten, ihre Sehenswürdigkeiten gemütlich zu betrachten⁶³⁾. Das setzte mich in Verzweiflung; doch wir näherten uns Paris, dem eigentlichen Ziel meiner Reise, was mich tröstete. Das Wetter war immer noch schön, doch die Hitze so beträchtlich, daß fast alle Reisenden das Innere der Kutsche verließen, und besonders, als die Sonne sich neigte, im Schatten des Wagens zu Fuß gingen, der mit Waren hoch beladen war. Unsere letzte Station war Meaux. Von dort sind es nur 10 Meilen bis Paris, wo ich gesund im Juli 1736 ankam. Die Kutsche kam endlich zu früher Stunde in Paris an und fuhr in den Vorort St. Martin, wo ich auf beiden Seiten nur Strohhütten und ärmliche Häuser sah, die so schlecht gebaut waren, daß ich darüber sehr überrascht war, um so mehr, als dieser Anblick keineswegs den Vorstellungen entsprach, die ich von der Prächtigkeit von Paris hatte. Doch beim Weiterfahren bemerkte ich nicht nur gute, sondern auch hübsche Häuser, besonders in der Nähe des Tores. Bei der Einfahrt durch dieses Tor hielt die Kutsche an, um kontrolliert zu werden. Mein schmales Felleisen enthielt nichts Verdächtiges und es durfte frei passieren.

Dort standen schon verschiedene Gruppen von Pariser Wirten, die sich dort günstig aufgestellt hatten, um durch schöne Versprechungen die Neuankömmlinge zu veranlassen, bei ihnen Unterkunft zu nehmen. Einer dieser werbenden Schankwirte in einer speckig glänzenden Weste stellte sich mir vor. Er hatte einen sehr runden Bauch, der von einer verblichenen Schürze bedeckt wurde, die hier und da ein wenig zerrissen war. Sein Gesicht war wie sein Kopf von passender Größe, voller Pickel und blau wie das eines notorischen Säufers. Mit rauher Stimme schwor er mir, auf Treu und Glauben eines anständigen Mannes, daß man bei ihm besser und preiswerter als bei seinen Kollegen aufgehoben sei, die alle elende Schufte ohne Ehre und Rechtschaffenheit und darauf aus seien, den zu vertrauensseligen Fremden durch ihr arglistiges und zuckersüßes Geschwätz den Beutel zu schneiden. Ich überlegte und hatte nichts gegen das Aussehen dieses Schwörenden einzuwenden, der mich zum Lachen reizte; seine Moral und seine Küche waren mir ja noch nicht bekannt. Man mußte das eine beobachten und das andere ausprobieren, um darüber urteilen zu können.

Es gelang diesem tüchtigen Mann endlich, noch einen unserer Reisenden unter seine Fittiche zu nehmen, einen Lothringer, sowie den Mann aus Mähren, der mich nicht verließ, und natürlich mich. Der Wirt bemächtigte sich zuerst unseres Gepäcks, das er einem Lastträger auflud, und führte uns dann durch das Tor St. Martin — dieses zu Ehren von Ludwig XIV.

⁶³⁾ Nach Willes Notiz, daß die Kutsche, „verschiedene Städte . . .“ durchquert habe, muß man annehmen, daß die Reisenden von Châlons bis Meaux nicht die moderne Kürzungsstraße benutzten, sondern die leicht umwegige Route durchs reizvolle Marne-Tal, die die Städtchen Épernay, Dormans, Château-Thierry und La-Ferté s. J. berührte.

mit Reliefs geschmückte Tor — durch die Stadt in die Rue de la Vannerie, eine gerade, schmutzige und dunkle Straße. Dort brachte er uns in einem schiefen Haus unter, das am Zusammenbrechen war und dessen Treppen im Innern halb verfault und seit Jahrhunderten von Rauch geschwärzt waren. Doch unser Wirt, der sich auf seine Umgangsformen wahrscheinlich etwas einbildete, bat uns um Entschuldigung, daß er uns so hoch hatte unterbringen müssen. „Denn, Messieurs“, sagte er, „mein Haus hat einen solchen Ruf, daß es nicht ein Eckchen gibt, das nicht von einem Mann von Welt bewohnt wird.“ Wir erfuhren indes bald, daß er nur Arbeitslose und Maurer aus Limoges für acht Sous pro Kopf beköstigte und beherbergte. Das Abendessen, das uns unser famoser Wirt servierte, und das er in ebenso erhabenen wie lächerlichen Worten pries, war äußerst mittelmäßig. Der Wein, den er als Burgunder ausgab, war seinem Charakter und Geschmack nach an den Nordhängen des Montmartre gewachsen. Das Bett war nicht besser.

Am nächsten Tag endlich, an einem Sonntag, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als im Vorort St. Germain einen jungen Mann aus der Wetterau aufzusuchen, um ihm einen Brief auszuhändigen, den man mir in Straßburg gegeben hatte, und dessen Inhalt teilweise mich betraf. Deshalb brach ich früh von unserer Herberge auf, begleitet von dem Mann aus Mähren, der angeblich einigermaßen Latein sprechen konnte. Er wendet sich an einen vorübergehenden Priester und fragt ihn höflich in lateinischer Sprache nach dem Weg zum Vorort St. Germain. Der Priester schaut ihn an, zuckt mit den Schultern und sagt: „Ich verstehe Sie nicht“ und geht weiter. Dieses schnelle Fortgehen des Priesters von unserem armen Lateiner gab mir Gelegenheit, mich über die Beredsamkeit des mährischen Kunsttischlers lustig zu machen. Das nahm er übel und riet mir, es in Französisch besser zu machen, als er es in Latein gemacht hätte⁶⁴). Ich hörte ihm noch zu, als ich einen Bürger erblickte, der geruhsam die Morgenluft vor seiner Haustüre atmete. Ich näherte mich ihm, erweise ihm meine Reverenz und bitte ihn um Vergebung, daß ich mir die Freiheit genommen habe, ihn in seiner Beschäftigung zu stören, und frage ihn schließlich nach dem Weg zum Vorort St. Germain. Dieser gute Mann verstand mich, der Hoffnung des Mannes aus Mähren zum Trotz. Lächelnd zeigte er mir nicht nur den Weg dorthin, sondern auch die Straße entsprechend der Adresse auf meinem Brief, die ich dort aufsuchen sollte.

Nach dieser Auskunft fanden wir leicht den Vorort, die Straße und den Wetterauer selbst, der mich sehr freundlich empfing und mir seine Freundschaft anbot, die mir später nützlich sein sollte. Als er aus dem Inhalt des übergebenen Briefes ersah, daß ich Malerei studieren wollte, führte er mich sogleich zu einem ihm bekannten Maler in seinem Stadtteil. Dessen Werke erschienen mir jedoch so mittelmäßig, daß ich glaubte, weder von seiner Kunst noch von seiner Bekanntschaft Nutzen ziehen zu können. Nach diesem Gang erzählte ich meinem neuen Freund, daß meine

⁶⁴) Man wird hier wohl die Frage nach dem Erfolg der Königsberger Lateinschule stellen dürfen, die Wille in seiner Jugend besucht hatte (s. Teil I, S. 50).

gegenwärtige Unterkunft äußerst erbärmlich sei. Er bedauerte mich und riet mir, mich in einem guten Haus in seinem Viertel einzumieten. Ich folgte seinem Rat, suchte und fand ein kleines möbliertes Zimmer in der Rue de L'Observance gegenüber dem Franziskanerkloster, das ich für 9 Franken im Monat mietete. Sodann entzog ich meine Habseligkeiten den Händen meines Wirtes, der mich viel für das Wenige, das er mir geboten hatte, bezahlen ließ. Dann begab ich mich zu meiner neuen Behausung, die mir gut gefiel. Während ich mich nach meinem Geschmack einrichtete, hatte mein guter Mann aus Mähren, der offensichtlich mehr von der Kunsttischlerei verstand als vom Latein, eine Beschäftigung gefunden. Er verdiente im Vorort St. Antoine sein Geld und begann, mich zu vernachlässigen, schließlich verschwand er ganz. Er hatte gute Gründe dafür, denn er war mir ja Geld schuldig.

Sobald ich mich in meiner kleinen Behausung eingerichtet hatte, kaufte ich vorsorglich Palette, Pinsel, Farben, Papier und Stifte, um gegebenenfalls gerüstet zu sein. Nach dieser Vorsorge begann ich, die öffentlichen Plätze zu durchstreifen, um die auf ihnen errichteten bronzenen Statuen der Könige zu betrachten. Ich begab mich auch in die Tuileries, wo ich zahlreiche Marmorstatuen aus der Hand moderner Künstler sah. Die Gemälde, die gotischen Grabmäler, die alten und die neuen Statuen in den Kirchen wurden keineswegs vergessen. Dieses Durcheinander, diese Vielfältigkeit, ein Produkt der schönen Künste, erhitzte meinen Kopf und regte meine Phantasie an. Ich träumte davon im Schlaf. Ich nahm mir vor, überall zu zeichnen, wo sich die Möglichkeit dazu gab. Alles drängte auf mich ein und machte mir Freude, so daß ich darüber oft Essen und Trinken vergaß. Das Wichtigste, an das ich nicht gedacht hatte, war zu wissen, wie es mir möglich sein würde, zu leben. Mein kleiner Geldvorrat verringerte sich täglich, und ich konnte bald auf dem Trockenen sitzen, wenn ich gegen dieses Unglück keine Vorkehrungen treffen würde. Wenn ich es recht überlegte, konnte mir nur mein Vater helfen. Doch fühlte ich mich ein wenig schuldig, weil ich ihm nichts von meiner Ankunft in Paris mitgeteilt hatte, und daß er sie inzwischen auf anderem Wege erfahren haben könnte. Diese Nachlässigkeit und diese Sorge bedrückten mich. Doch was machte das, das Herz meines Vaters und sein Wohlwollen waren mir gewiß. Ich schrieb ihm also einen kindlichen, sehr ergebenen Brief, wie es meine Pflicht war, und nach einigen Nachrichten, Entschuldigungen und Einzelheiten schloß ich, indem ich ihn um Hilfe und Geld bat. Ich rechnete mit einer günstigen Antwort und folglich mit der Möglichkeit, das Loch in meiner Börse stopfen zu können. So legte ich mir allerlei nette Gegenstände zu, die dem Geschmack eines jungen Mannes, der ein gepflegtes Äußeres und Schmuck liebt, entsprechen.

Ich erzählte schon, daß sich die Freundschaft zwischen Schmidt und mir während unserer Reise erfreulich gefestigt hatte; ich füge noch hinzu, daß sie sich in Paris mehr und mehr verstärkte. Unsere Art zu denken und zu handeln stimmte weitgehend überein; oft ging ich zu ihm, um zuzu-

schauen, wenn er Herrn de Larmessin bei den Stichen nach den Verserzählungen Lafontaines half ⁶⁵⁾).

Wir wurden des Beisammenseins niemals überdrüssig, Langeweile war nicht unsere Art. Schmidt besaß Geist und obwohl ein wenig satirisch angehaucht, war er im Grunde doch edel und ehrenhaft. Ich hatte auch die Bekanntschaft anderer junger Künstler gemacht, die wie ich studierten, um sich zu vervollkommen, und ich hätte Gelegenheit gehabt, vollauf zufrieden zu sein, wenn ich das nötige Geld, das ich von meinem Vater erwartete, in meiner Tasche gehabt hätte.

Endlich kam die Antwort von meinem Vater, gerade da, als ich seine Hilfe am nötigsten brauchte; sie lautete kurz gefaßt: „Nun, mein Sohn, Du bist aus Deinem Vaterland ausgewandert, ohne mich um Rat zu fragen und sogar ohne mich zu benachrichtigen. Ich muß also annehmen, daß Du im Stande bist, ohne meine Unterstützung auszukommen. Wenn ich so nachgiebig wäre, Dir Geld zu schicken, würde ich einen großen Fehler begehen; ich kenne Deine Neigung, überall zu glänzen, ich will und ich muß Dich daran hindern, Ausgaben zu machen, die weder nötig noch nützlich sind. Ich bitte Dich eindringlich, über meine Worte nachzudenken und über die Gründe, die mich so handeln lassen wie ich handele. Im übrigen, mein Sohn, verlasse nie den Weg der Tugend, den ich Dir gezeigt habe, meide alle krummen Wege, wenn sie auch noch so angenehm erscheinen, sie führen nur in Abgründe oder in den Schmutz; zeige bei jeder Gelegenheit, daß Du der Sohn eines ehrenwerten Mannes bist, damit ich den Trost haben kann zu sagen, daß ich verdiene, Dein Vater zu sein.“

Was konnte ich nach einer solchen Antwort machen? Mein Vater machte mir Vorwürfe, verweigerte Hilfe, gab Ratschläge; ich mußte bekennen, diese Lektionen teilweise verdient zu haben. Jedoch waren die Fehler, die ich begangen hatte, eher das Resultat des Leichtsinnes eines jungen Mannes als seiner Bosheit oder Schlechtigkeit. Mein Vater war es, der mit mir so gesprochen hatte, und wenn ich auch darüber betrübt war, liebte ich ihn darum nicht weniger, ich kannte sein Herz, ich hoffte, seine Zuneigung wiederzuerlangen; doch jetzt war nicht der Augenblick, es zu versuchen; die Sache war für mich noch zu frisch.

Jedenfalls war meine gegenwärtige Lage nicht angenehm. Sollte ich den Mut sinken lassen? In einem Winkel meines Koffers fand ich noch eine Geldquelle, es war ein Dutzend aus Deutschland mitgebrachter sehr schöner Silbermedaillen, eine meiner schönsten Kostbarkeiten; ich mußte sie hervorholen, um sie zu versetzen. Um dieses schöne Geschäft zu Ende zu bringen, fand ich leicht einen unbeschnittenen Juden, der nach der

⁶⁵⁾ Schmidt stach drei Stücke nach den Verserzählungen Lafontaines; sie sind unter den Nr. 99, 102 und 103 im Katalog des Werks von Schmidt beschrieben und korrespondieren mit diesen Erzählungen, deren Titel lauten: „Nicaise“; „A femme avare, galant escroc“; und „Le Faucon“. („Nicaise“; „Die Geizige und der galante Gauner“; „Der Falke.“) Sie sind alle nach Lancret gestochen und Crayen, der Verfasser des Kataloges der Werke Schmidts, weist darauf hin, daß in dem Stich „A femme avare, galant escroc“, die Gestalt des Liebhabers unseren Künstler (Lancret) darstelle und die des Gatten den Bruder von Herrn Lancret (Duplessis).

Gewohnheit und der Moral dieser nützlichen Leute die Freigebigkeit besaß, mir für die Hälfte des Wertes der Medaillen Geld zu leihen. Doch als er mir das Geld vorzählte, behielt er, aus lobenswerter Vorsicht seinerseits, die Zinsen für einen ganzen Monat ein. Was dann auf dem Tisch liegenblieb, wog nicht schwer, ich konnte es ohne Schwierigkeit in meine Westentasche stecken. Damit war noch eine Klausel verbunden, die besagte, daß, falls ich nicht nach 6 Monaten meine Medaillen durch Bezahlung der fälligen Zinsen eingelöst hätte, sie dem gütigen Darlehensgeber als Eigentum zufallen würden. Dieses erschien mir ebensowenig rechtmäßig wie trostreich. Ich mußte mich jedoch damit abfinden oder hätte ganz auf dem Trockenen sitzenbleiben müssen. Ich nahm mir jedoch vor, meine schönen Medaillen aus den ein wenig krummen Händen des Juden zurückzuholen, und nahm mir ebenso vor, sein Lob zu singen, wie es die Klugheit und Aufrichtigkeit verdienten, mit der er unseren wechselseitigen Handel durchzuführen geruht hatte. Die Folge wird zeigen, wie es weiterging ⁶⁶⁾.

Sobald ich das Judengeld in der Tasche hatte, fühlte ich mich kühn und voller Mut. Ich zauderte nun nicht mehr, die berühmtesten Künstler einen nach dem anderen zu besuchen und begann mit Monsieur de Largillière ⁶⁷⁾. Deshalb zog ich mich schnell adrett an und begab mich ohne eine Empfehlung in das Haus dieses berühmten Malers, in den prachtvollen Besitz, den er bewohnte. Ich wurde ihm vorgestellt, ich redete so gut, wie ich es vermochte, bat ihn um Entschuldigung, daß ich mir die Freiheit genommen hatte, ihn aufzusuchen. Der Grund dafür sei, so sagte ich ihm, seine große Berühmtheit. Ich bat ihn ferner, mir seinen Rat zu gewähren beim Studium der Malerei, zu der ich mich aus Neigung entschlossen habe. Der gütige Greis verstand mich ausgezeichnet, gab mir freundschaftlich die Hand, führte mich in einen großen Saal, der mit seinen Arbeiten angefüllt war, die er mir mit außergewöhnlicher Freundlichkeit zeigte. Von diesen schönen Werken von seiner Hand sah ich „Die 12 Apostel“ in natürlicher Größe, aber in Halbfigur, die er zu verschiedenen Zeiten ganz ausgezeichnet zu seinem eigenen Vergnügen gemalt hatte. In der gleichen Größe der Apostel hatte er auch den „heiligen Hieronymus“ so kühn ausgeführt, daß ich ihn unverwandt ansah, weil er mir so vorzüglich gefiel. „Nun“, sagte dieser tüchtige Mann, nachdem er meine Zuneigung zu diesem Gemälde bemerkt hatte, „wenn Sie eine Kopie dieses „heiligen Hieronymus“ machen wollen, werde ich ihn Ihnen gern ausleihen, denn Sie scheinen mir darauf zu brennen, Ihr Talent weiter zu bilden.“ Doch als ich einwandte, daß, falls ich das Glück hätte, mit ihm näher bekannt zu sein, ich sein Anerbieten dankbar annehmen würde, unterbrach er mich und sagte: „Ich habe häufig Leute Ihres Vaterlandes besucht, besonders, als ich in Flandern lebte, ich habe niemals Grund gehabt, mich über irgendeinen zu beklagen. So nehmen Sie nur“, fuhr er fort, „den „heiligen Hieronymus“ mit und zeigen Sie mir die Kopie, wenn Sie sie fertig haben.“

⁶⁶⁾ s. Seite 37

⁶⁷⁾ Largillière, Nicolas de, französischer Bildnismaler, geb. 1656 in Beauvais, gest. 1746 in Paris. Er wurde 1680 als Geschichtsmaler in die Akademie aufgenommen. Fiorillo sagt, als Porträtmaler sei Largillière nur von Rigaud übertroffen worden. Wille stach sein Bild für das Werk von Odieuvre (Le Blanc Nr. 129, 1738).

Nachdem ich mich von dem alten Herrn, der so voller Vertrauen in meine Ehrenhaftigkeit war, respektvoll verabschiedet hatte, ließ ich das Bild zu mir bringen, wo ich in kurzer Zeit eine Kopie anfertigte. Ich legte sie Monsieur de Largillière vor, der über die Schnelligkeit meines Arbeitens und über die Ähnlichkeit der Kopie mit dem Original, nach welchem ich sie angefertigt hatte, erstaunt schien. Er machte mir sogar Komplimente, wohl, um mich zu ermutigen; zugleich bot er mir an, einen seiner Apostel zu entleihen; doch bat ich ihn, dieses gütige Angebot bis zum nächsten Frühling aufzusparen. Als Entschuldigung fügte ich hinzu, daß der Winter gekommen sei und ich diese Jahreszeit zum Zeichnen bestimmt hätte; er billigte meine Entscheidung und versicherte mich seiner Freundschaft. Der wahre Grund war jedoch, daß mein Geldvorrat knapp wurde. Der Winter machte sich bemerkbar. Es gab immer noch habgierige Juden, aber ich hatte keine Medaillen mehr, um sie ihnen in den Rachen zu werfen. Ich war an Armut nicht gewöhnt. Es blieb mir nur übrig, Mittel und Wege zu finden, um leben zu können. Ich dachte an verschiedene Auswege und endlich blieb ich bei der Idee, meinen Wetterauer Freund zu befragen, der meiner Meinung nach ein ebenso guter Ratgeber wie Büchsenmacher war. Ich begeben mich also zu ihm, lege ihm meine Sorgen dar und bitte ihn, mir zu sagen, ob er nicht geeignete Mittel und Wege wisse, wie ich aus der bedrohlichen Lage herauskomme. Er hört mir zu, denkt einen Augenblick nach und sagt dann zu mir: „Wenn man sich darum bemüht, gibt es für alles eine Lösung; Sie haben früher Gravierungen auf Büchsenbeschlägen gemacht, wäre es nicht nützlich, Ihre Stichel wieder zu ergreifen und das gleiche zu machen, bis sich etwas Neues findet? Wenn Sie das wollen, werde ich Arbeit für Sie finden.“ Sollte ich da noch zögern? Im Gegenteil, ich dankte ihm für die Mühe, die er sich bei der Arbeitsbeschaffung machen wollte.

Am nächsten Morgen nach unserer Unterredung teilte mir mein Freund mit, daß ein Büchsenmacher namens Malardot, der auf dem Pont Ste. Marie (zu jener Zeit standen noch Häuser auf allen Brücken) wohnte, mich gern beschäftigen würde. Ich schlage ein, man muß ja leben, und bis zum nächsten Frühling arbeitete ich bei diesem Meister, der ebenso zufrieden mit mir war wie böse, als ich die Arbeit aufgab. Da sich meine Lage nicht wesentlich verbessert hatte, arbeitete ich in der gleichen Branche bei Monsieur Bletterie, der in der Straße gegenüber der Comédie Française wohnte; seine Wohnung war äußerst angenehm, und deshalb der auf dem Pont Ste. Marie vorzuziehen, die mir nie gefallen hatte. Monsieur Bletterie war ein sehr tüchtiger Mann, er lohnte und schätzte meine Arbeit; doch nach etwa 8 Monaten, in denen ich ununterbrochen bei ihm gearbeitet hatte, verließ ich ihn ebenfalls, ohne daß unsere gegenseitige Freundschaft darunter gelitten hätte.

Durch meine tägliche Arbeit und dadurch, daß ich mehrere Porträts gezeichnet hatte, hatte ich einiges Geld verdient. Ich hatte mein kleines möbliertes Zimmer behalten. Ich besuchte oft die Comédie Française, von der mir einige Schauspieler aus meiner Bekanntschaft freie Eintrittskarten gegeben hatten. Ich hätte beständig bleiben sollen, die Malerei oder der Kupferstich oder das Zeichnen hätten abwechselnd mein Ver-

gnügen ausmachen können. Aber nein, eine zu schnell gefaßte und noch schlechter überlegte Idee lenkte mich einige Zeit von meinem vorgenommenen Weg ab, ein Beweis für meinen Leichtsinns oder meinen Wankelmuth. So wollte ich bei einem Uhrmacher arbeiten; ich glaubte tatsächlich, daß ein Uhrmacher alles an einer Uhr ausführt, auch die Verzierungen der Gravur bis zur letzten Vollendung des Stücks. Erfüllt von einer solchen Vorstellung komme ich zufällig an der Abtei St. Germain vorbei, wo ich in goldenen Lettern auf einer Tür geschrieben sehe: „Le Lièvre, Uhrmacher.“ „Halt“, sage ich mir, „hier ist sicherlich der Meister, den ich brauche.“ Ich trete sogleich bei Monsieur Le Lièvre ein, frage ihn, ob er Arbeit für mich habe; er bejaht die Frage: „sogar sofort, wenn es Ihnen paßt“, fügte er hinzu. Dieser Vorschlag war nach meinem Wunsch, und am gleichen Tag hatte ich mich in der Werkstatt des Meisters eingerichtet und zwar als Uhrmachergeselle, ich, der ich ebenso unwissend in dieser mechanischen Kunst war, wie ich mich andererseits für etwas ausbebe, das ich gar nicht war. Ich fühlte dieses alles, aber ich verließ mich auf die Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe und meine allgemeine Geschicklichkeit, das zu arbeiten, was ich bei meinen Werkstattkameraden sah. Jeder war davon überzeugt, daß ich das Handwerk kannte. Doch eines setzte mich oft in Verlegenheit; der Neffe meines Meisters fragte mich unaufhörlich: „Wie nennen Sie auf deutsch dieses oder jenes Werkzeug oder jenes Teil der Uhr?“ Und da ich die Namen der einzelnen Teile überhaupt nicht kannte, sah ich mich genötigt, um mich nicht zu verraten, den Betrüger zu spielen und auf der Stelle Namen zu erfinden, die es sicher nicht in der deutschen Uhrmacherei gab. Dieser nette junge Mann schrieb sie auf, lernte die Bezeichnungen auswendig und war mir dafür dankbar. Bald war mir die Uhrmacherei zuwider. Nachdem ich mehrere Wochen lang nichts anderes getan hatte, als haarfeine Fäden aus gehärtetem Stahl zu ziehen, hatte ich meinen Meister um Entlassung gebeten, die er mir nur ungern gewährte. Er bezahlte mich für meine ewige Dreherei besser, als ich es geglaubt und verdient hatte. Der gute Monsieur Le Lièvre vermutete, daß ich nach England reisen wollte, und bat mich, zu ihm zurückzukehren, wenn ich Lust dazu hätte.

Nach diesem ungewöhnlichen und für meine wirklichen Studien unfruchtbaren Unternehmen kehrte ich in mein Zimmer zurück. Dort zeichnete ich ein frei erfundenes Porträt, das ich auf eine kleine Platte stach, drucken ließ und den Abdruck einem Kupferstichhändler zeigte, der viel stechen ließ, aber wenig bezahlte. Er nannte sich Odieuvre, wohnte am Quai de l'École gegenüber der Samaritaine am Pont Neuf; er betrachtete meine Arbeit und sagte: „Das ist nicht schlecht.“ „Ich lasse übrigens“, fügte er hinzu, „im Augenblick nach Medaillen die Profile aller französischen Könige zeichnen⁶⁸⁾, und nach diesen Zeichnungen sie von fähigen Leuten stechen. Allerdings kann ich bei bestem Gewissen nicht mehr als 20 Fr. pro Platte bezahlen⁶⁹⁾. Überlegen Sie es sich, wenn Sie mir solche Blätter stechen wollen, sagen Sie mir offen, ob Ihnen dieser Preis zusagt.“ Ich

⁶⁸⁾ Odieuvre, Jean, Maler, Kunsthändler und Verleger in Paris; gab seit 1738 das sechsbändige illustrierte Werk heraus: *L'Europe illustre, contenant l'Histoire des Souverains, des Princes . . . célèbres en Europe.*

antwortete, daß er mir zusagte. „Gut“, rief er aus, „ich habe es gern, wenn man handelt, aber auch mir Gerechtigkeit widerfahren läßt.“ Sogleich gab er mir zwei dieser Zeichnungen und empfahl mir, sie besonders ausdrucksvoll zu stechen.

Ich gehe also mit den beiden Zeichnungen heim und in weniger als drei Wochen waren die Stiche fertig. Deren Platten trage ich sogleich zu Odieuvre, der sie durch die Schutzhülle begutachtet und auch die von mir angefügten Abdrucke. Er legte sie in eine Mappe und sagte zu mir: „Ich bin mit Ihrer Arbeit gar nicht unzufrieden, mit mir sollen Sie vollkommen zufrieden sein, denn ich will Sie gut bezahlen und Ihnen zeigen, daß ich die Künstler fördere.“ Im gleichen Augenblick öffnet er seine Schublade, wo er nicht ausreichend Geld findet, um die erforderliche Summe zu bezahlen. Er ruft seine Frau, die alt, schwerhörig und bucklig war und in der Küche fegte: „Mein Täubchen“, ruft er noch einmal, „hast du nicht noch etwas Geld in deiner Schürzentasche, denn ich will diesen jungen Mann, der für mich arbeitet, bezahlen.“ „Ja, mein Engel“, erwiderte sie und legt das, was sie besaß, auf den Ladentisch, von dem er mich mit Seufzen bezahlt und dauernd sagt: „Ach, wie schnell zerrinnt doch das Geld!“

Trotz seiner Seufzer gab er mir ohne Unterlaß Profil auf Profil zum Stechen; und ich befaßte mich damit sehr ernsthaft. Da kam Schmidt, der bei Larmassin ausgeschieden war und nun ein möbliertes Zimmer in der Rue Galande bewohnte, zu mir und erzählte unter anderem: „Unser Freund Ekhard ⁷⁰⁾ aus Darmstadt, der wie Sie wissen, neben mir wohnt, geht nach England, wohin er berufen worden ist, um einem berühmten Porträtmaler, der in jenem Lande sehr beschäftigt ist, zu helfen. Ich möchte Ihnen vorschlagen, das Zimmer zu nehmen, das er verläßt; so würden wir guten Freunde Wand an Wand wohnen und uns im Notfall gegenseitig unterstützen ⁷¹⁾.“ Dieser Vorschlag gefiel mir, und so wohnte ich denn an der Seite meines Freundes Schmidt, dessen Gesellschaft mir zusagte; dadurch wurde unsere Freundschaft noch enger. Dort in meiner neuen Wohnung setzte ich das Stechen der unvergänglichen Profile für Odieuvre fort; die ständige Beschäftigung damit begann mich zu langweilen, so daß ich den Wunsch verspürte, sie mit einer anderen Tätigkeit zu verbinden, die mir angenehmer wäre. In diesem Augenblick dachte ich an verschiedene von Ekhard gut gemachte Kopien nach den Originalen, die ihm Monsieur de Largillière geliehen hatte, und die Ekhard bei der Abfahrt in meinem Zimmer zurückgelassen hatte. Unter diesen Kopien befand sich das Porträt von Monsieur de Largillière, das ich in Arbeit nahm und in der

⁶⁹⁾ Wir müssen es uns versagen, die folgenden, oft unterschiedlichen Geld- und Münzangaben Willes auf einen einheitlichen Nenner zu bringen oder sie gar in Relation zur jeweiligen Kaufkraft zu setzen.

Wille stach wirklich für die von Odieuvre veröffentlichte Reihe der französischen Könige die Porträts von Childerich II., Theoderich I., Chlodwig III., Dagobert III., Chilperich II., Theoderich II., Childerich III., Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen, Ludwig dem Stammler, Karl dem Dicken, Karl dem Einfältigen, Lothar, Hugo Capet, Heinrich I., Philipp I. und Ludwig dem Dicken. Man kann eine genaue Beschreibung davon im Katalog der Werke J. G. Willes von Ch. Le Blanc, Nr. 87 bis 103, finden (Duplessis).

⁷⁰⁾ Dieser Künstler wird in keiner Biographie erwähnt (Duplessis).

Größe der für Odieuvre gelieferten Platten stach ⁷²⁾, von dem ich zuerst eines, mit einem ehrerbietigen Brief versehen, an meinen Vater schickte, um seine Freundschaft wiederzugewinnen. Danach begann ich den Kupferstich des Porträts der Demoiselle de Largillière, aber in größerem Format ⁷³⁾, ebenfalls nach einer von Ekhard zurückgelassenen Kopie. Ich beendete diese Arbeit, indem ich sie mit der Arbeit an den obengenannten Porträts für Odieuvre verband.

Von diesen beiden fertiggestellten Porträts zeigte ich sogleich die Abdrucke dem verehrungswürdigen Monsieur de Largillière, der mich vor Freude umarmte und mich ermahnte, nicht die Laufbahn der Künste aufzugeben. Noch mehr, er riet mir, seinem Sohn (der einen bürgerlichen Beruf ausübte) einen Abdruck des Porträts seiner Schwester zu schenken. Denn er glaube, daß es ihm große Freude bereiten würde. Auf diesen Rat hin ließ ich ein goldumrandetes Druck-Blatt anfertigen und trug es zum Sohn von Monsieur de Largillière. Er dankte mir nicht nur für meine Aufmerksamkeit, sondern drängte mich, trotz meines Widerstandes vier Louisdors anzunehmen, die er mir in die Hand drückte; diese wurden mir später in meinem kleinen Haushalt sehr nützlich (vgl. unsere Abb. VI).

Nachdem dieser Ausflug so glücklich beendet war, suchte ich die Gelegenheit, andere berühmte Künstler der Hauptstadt kennenzulernen; und da mein Freund und Nachbar Schmidt gerade das Porträt des Herzogs von Evreux ⁷⁴⁾ stach, bat ich meinen Freund, mich diesem berühmten

⁷²⁾ In der Wille-Forschung wird allgemein G. F. Schmidt als der ausschlaggebende Lehrer Willes angesprochen, der den Wand an Wand wohnenden hessischen Ziseleur in die spezielle Kunst des Kupferstichs eingeführt habe. Nach seinen Lebenserinnerungen scheint Wille jedoch bereits eine Reihe selbständiger Arbeiten geliefert und bei Odieuvre unmittelbar abgesetzt zu haben, ehe Schmidt sein freilich nur 9 Monate dauerndes, abhängiges Arbeitsverhältnis bei Lar-massin aufgeben, die eigene Wohnung in der Rue Galande bezogen und erst nach der Abreise von Ekhard den Freund bewogen hatte, zu ihm zu ziehen, wo sie sich „im Notfall gegenseitig unterstützen“ zu können hofften. („Dort in meiner neuen Wohnung setzte ich das Stechen der unvergeßlichen Profile für Odieuvre fort“, Wille.) Das wahrscheinliche Datum für Willes entsprechende Wohnungswechsel und ihre in gewissem Umfang gemeinsame Arbeit ist, da Wille nur gelegentlich exakte Zeitangaben mitgeteilt hat, nur mittelbar zu erschließen. In jedem Falle darf nicht übersehen werden, daß der sorgfältige Interpret des Oeuvre von Wille die Drucke der „Könige“ sowie, außer anderen, die beiden gewiß nicht mehr anfängerhaft ausgeführten Porträtstiche Nicolas de Largillières und seiner Tochter Marguerite Elisabeth noch in das Jahr 1738 einordnet. Dann hätte sich der in den ersten zwei Pariser Jahren hauptberuflich als Ziseleur und Uhrmacher arbeitende und nebenbei auf der Akademie und in der Anatomie studierende Wille in der Tat ungewöhnlich schnell zu meisterlichem Können im Kupferstich herangebildet.

⁷³⁾ Le Blanc Nr. 129 (Duplessis). Dieser ausgezeichnet durchgearbeitete Stich hält sich bei einer Größe von 15,5×10,5 cm in der Tat an das Kleinformat der „Königsstiche“.

⁷⁴⁾ Sie hieß Marguerite-Elisabeth. Nr. 146 im Katalog von M. Ch. Le Blanc (Duplessis). Bei einem Format von 34,0×25,0 cm stellt diese reizvolle Arbeit das bis dahin größtformatige Stück unter seinen selbständigen Werken dar.

⁷⁵⁾ Katalog der Werke Schmidts von Crayen, Nr. 42 nach einem Gemälde von Rigaud. Die Beziehungen von Wille und Rigaud werden in der so vollständigen Biographie dieses Künstlers nicht erwähnt. Veröffentlicht in „Erstmalige Memoiren über das Leben und die Arbeiten der Mitglieder der Königlichen Akademie der Malerei und Skulptur, veröffentlicht durch die Herren Dissieux, Soulié de Chenevières, Mantz und de Montaignon, bei Dumoulin in 2 Bänden“. Die Biographie von Hyacinthe Rigaud umfaßt im zweiten Band die Seiten 114 bis 200 (Duplessis).

Maler vorzustellen, von dem er geschätzt wurde, und dem auch ich meine Ehrerbietung erweisen wollte. Schmidt willigte gerne ein und führte mich zu Monsieur Rigaud, der uns höflich empfing und dem ich dann mit einiger Kühnheit meine zwei Stiche zeigte; ich bat ihn, nachsichtig zu sein, aber mir offen zu sagen, was er im allgemeinen daran zu tadeln hätte. Dieser Mann, Respekt einflößend durch sein Talent wie durch sein Alter⁷⁵⁾, betrachtete sie sehr ausführlich und sagte endlich: „Monsieur, Sie verdienen, daß man Sie anspornt.“ Diese Erklärung gab mir die Kühnheit, ihm zu antworten, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich Gelegenheit fände, ein einziges Porträt nach einem seiner Gemälde zu stechen, selbst auf meine eigenen Kosten. Da hielt er mir die Hand hin und sagte: „Ihr Unternehmungsgeist und die Liebe, die Sie Ihrem Talent entgegenbringen, erfüllen mich gleicherweise mit Freude. Ich will etwas für Sie tun; hier steht“, fuhr er fort, „das Porträt des Herzogs von Belle-Isle auf der Staffelei, an dem ich noch etwas auszuarbeiten habe; das wird bald erledigt sein. Kommen Sie in acht Tagen wieder zu mir; inzwischen werde ich versuchen, die Erlaubnis des Herzogs zu erlangen, Ihnen sein Porträt zu geben, damit Sie es sorgfältig in Kupfer stechen; muß dieser hohe Herr darob nicht geschmeichelt sein? Lassen Sie mich nur machen, seien Sie davon überzeugt, ich werde alles zu Ihrem Vorteil erledigen.“ Nach dieser freundschaftlichen und in bester Laune geführten Unterhaltung, nahmen wir von diesem ausgezeichneten Mann Abschied, dem ich besonders dankte für seine Güte, sein bereitwilliges Angebot und das Vertrauen, das er mir entgegenbrachte, ohne daß ich bisher den Vorzug gehabt hatte, ihm gut bekannt zu sein.

Der Erfolg meines Vorstoßes bei Monsieur Rigaud machte mir unendliche Freude; ich war voller Hoffnung, doch die Frist der betreffenden acht Tage machte mich ungeduldig und erschien mir sehr lang. Als die Zeit um war, versäumte ich nicht, mich rasch zu meinem Gönner zu begeben, der bei meinem Anblick, sogleich sichtlich selbst zufrieden, ausrief: „Ich habe von dem Herzog die Erlaubnis erhalten, Ihnen sein Bild zu übergeben; es steht Ihnen frei, das Bild mitzunehmen, wann es Ihnen paßt.“ Ich dankte diesem vortrefflichen Mann für die Mühe, die er für mich auf sich genommen hatte, und rasch ergriff ich das Bild, um es mitzunehmen. „Langsam“, sagte er da, „Eifer ist gut, aber ein bißchen Geduld ist es manchmal auch. Hier“, fuhr er fort, „bringt mein Kammerdiener den Kaffee, den wir zusammen trinken werden, wenn es Ihnen beliebt.“ Ich fühlte wohl, daß diese Vertrautheit mich nicht übermütig machen durfte; denn Monsieur Rigaud hatte den Ruf, sehr vornehm, sogar streng zu sein; ich wurde jedoch vom Gegenteil überzeugt, denn während des Essens war er sehr leutselig und erzählte mir von seiner Jugend, von den Anstrengungen, die er gehabt hatte, um mehr als ein gewöhnlicher Maler zu sein, daß er sich an die Natur gehalten, daß er sie ohne Unterlaß

⁷⁵⁾ Der berühmte, am 20. VII. 1659 in Perpignan geborene Porträtmaler Hyacinth Rigaud, seit 1700 Mitglied der Akademie und weiterer einflußreicher Künstlergesellschaften, der offenbar bis in sein hohes Alter hinein künstlerisch tätig war, war bereits 84 Jahre alt, als nach siebenjährigem, entbehrensreichem Aufenthalt in Paris der damals 28jährige Wille durch ihn die entscheidende berufliche Förderung erfuhr.

beobachtet, kurz, daß er seine Kunst mit Leidenschaft geliebt habe. Noch mehr, er lud mich ein, ihn öfters zu besuchen, woraus er ersehen würde, ob ich Wert auf seine Freundschaft lege. Er fügte noch hinzu: „Ich habe bemerkt, mit welcher Hingabe Sie an Ihrer Begabung arbeiten, machen Sie so weiter, dann werden Sie weiter kommen, denn Sie sind jung; Sie sind weit von Ihrem Vaterland entfernt, wo Ihre Eltern wohnen, und deshalb will ich Ihnen wie ein Vater zur Seite stehen, ich verspreche es Ihnen; doch führen Sie sich gut auf!“ Konnte mein Herz einem solchen Versprechen gegenüber unbewegt bleiben? Dieser hervorragende Mann hat Wort gehalten und niemals werde ich vergessen, was er für mich getan hat ⁷⁶).

Endlich verabschiedete ich mich von dem tüchtigen Mann. Ich ging heim mit dem Gemälde, von dem ich sofort die Zeichnung für den Stich machte, den ich anschließend mit ebensoviel Eifer wie Sorgfalt begann; und obgleich meine Börse fast leer war, beunruhigte mich dies wenig. Nur diese Arbeit beschäftigte mich und hatte ihren Reiz. Das alles hinderte mich allerdings nicht, ohne Unterlaß, sogar teilweise während der Nacht, für mich zu zeichnen. Außer der Akademie besuchte ich auch die Anatomie, denn ich glaubte, daß das eine mit dem anderen Hand in Hand gehen sollte. (Als ich das erste Mal einer Sektion beiwohnte, widerte der Geruch mich so stark an, daß ich ständig Tabak schnupfte; die Chirurgen bemerkten dies und kamen, um mit ihren vom Sezieren der Leichen beschmutzten Händen in meiner Tabakdose herumzuwühlen, und sagten: „Mit Ihrer Erlaubnis, Monsieur, nehmen wir auch Tabak.“ Ich durfte das nicht ablehnen, doch hörte ich auf, selbst welchen zu nehmen, und beim Hinausgehen warf ich den Rest des Tabaks auf die Straße. Es ist indes zu bemerken, daß man sich mit der Zeit an die widerlichsten Dinge gewöhnt, wenn sie einen nützlichen Zweck haben.) Doch trotz allem, man mußte leben. Das war das Wichtigste, und ich bedachte es besorgt. Ich ging zu Monsieur Odieuvre, dem ich das Porträt von de Largillière anbot, der mir nach einiger Diskussion über den Preis verwunderlicherweise die Summe von baren 80 sauberen Pfund bezahlte, unter der Bedingung, daß ich ihm zum gleichen Preis auch das Porträt des Prinzen von Dessau ⁷⁷) und das von Cromwell ⁷⁸) stach; ich habe sie dann auch gleich gestochen.

Anderen Tags nach diesem schönen Handel, den ich mit Monsieur Odieuvre abgeschlossen hatte, klopfte es am frühen Morgen an meine Tür. Ich werfe mir rasch einen Schlafrock über und öffne. Ich sehe einen schwarz gekleideten Mann mit blonder Perücke und einem Hut unterm Arm, der nach Monsieur Wille fragt. „Das bin ich, zu dienen“, antwortete ich ihm. „Teufel auch“, ruft er; „es scheint, daß Sie kein Geld brauchen, da Sie es nicht

⁷⁶) Offenbar hat Rigaud bald nach der entscheidenden ersten Probearbeit unserem jungen Wille auch noch den Auftrag zum Stich des Gemäldes seiner Frau, der Madame Elisabeth de Gony, sowie des Gemäldes des Marschalls Moritz von Sachsen erteilt, von denen der letztgenannte freilich erst im Jahre 1745 erschienen ist. Doch bereits gegen Ende des Jahres 1743 (27. XII.) starb der greise Künstler im 85. Lebensjahr. Trotz dieser nur kurzen Episode auf seinem langen Lebenswege brachte sie für Wille den entscheidenden Durchbruch.

⁷⁷) Le Blanc, Katalog Nr. 157.

⁷⁸) Ebendort. Nr. 165.

für nötig halten, eine bestimmte Summe, die Ihnen zugedacht ist und schon längere Zeit ruhig in meinem Hause liegt, abzuholen.“ „Sagen Sie mir Monsieur“, erwidere ich, „Ihren Namen und Ihre Wohnung und Sie werden sehen, daß ich mir schon heute das Vergnügen machen werde, Sie von der in Ihrem Hause so ruhig liegenden Summe Geldes zu befreien. (Mein Vater, der mir schrieb, er schicke mir Geld, hatte vergessen, bei wem ich es abholen sollte.) Er nannte mir beides und ging. Noch im gleichen Augenblick gehe ich zu Schmidt, der bereits auf den Beinen war, ich bat ihn, schnell mit mir zu kommen. „Und weswegen so schnell?“ „Um Taler zu holen.“ „Taler! Wunderbar! Und wo?“ „Ich weiß es, kommen Sie und Sie werden die Taler sehen, dir mir vom Himmel gefallen sind.“ „Einverstanden! Ich begleite Sie unter der Bedingung, daß, da Sie heute reich sein werden, Sie mich und unsere Freunde heute abend mit einem delikaten und schmackhaften Mahl bewirten.“ „So sei es; Sie werden mit mir zufrieden sein.“

Nach Beendigung dieses Zwiegesprächs und nachdem wir uns fertig gemacht hatten, gingen wir fröhlich zu dem Besitzer meiner Taler. Es war ein Tuchhändler aus der Rue du Chevalier-du-Guet, der mir bei unserem Eintritt in seinen Laden ohne zu zögern 100 Taler oder 300 Pfund auf den Tisch zählte. Der Anblick dieser Summe erfreute mich unendlich; doch bemerkte ich meinem Bankier gegenüber, daß ich nach Mitteilung meines Vaters 100 Reichstaler erhalten sollte, die 400 französischen Pfund entsprächen. Ich sagte, es sei nicht recht, daß ich soviel von der Summe verlöre und daß es sicher ein Irrtum sei. Der Händler, ein sehr ehrenwerter Mann, erwiderte, ich hätte recht. „Doch“, fügte er hinzu, „mein Bruder, der sich auf der letzten Frankfurter Messe befand, wurde dort beauftragt, die fragliche Summe Ihnen nach Paris zu bringen. Bei seiner Rückkehr sagte er mir, für Monsieur Wille aus der Rue Galande 100 Taler aus unserer Kasse bereitzuhalten, ohne dazu zu sagen, ob es deutsche oder französische Taler seien. Anschließend sei er aus geschäftlichen Gründen für ihr Haus nach Lyon gefahren. „Ich bitte Sie also“, setzte er hinzu, „die Rückkunft meines Bruders abzuwarten, der alles so gut wie möglich klären wird.“ Warten, Welch ein Rat! Er war zweifellos gut, mißfiel mir aber und ohne weitere Einwände wischte ich meine 300 Francs vom Tisch in meinen Hut und gab meinem gütigen Bankier eine Quittung. Doch ich versicherte ihm, wiederzukommen, um zu erfahren, ob sein Bruder aus Lyon zurückgekehrt sei; doch auch dies versäumte ich so leichtherzig wie manches andere.

Nach dieser schwierigen Geldangelegenheit schrieb ich noch am gleichen Tag einen Dankesbrief an meinen Vater für das Geld, das er mir geschickt hatte. Ich versicherte ihm vor allem, daß die neugeschenkte väterliche Liebe, die ich aus seiner Großzügigkeit mir gegenüber erkannte, meinem Herzen sehr viel teurer sei als das erhaltene Geld. Im übrigen fühlte ich genau, daß das Wohlwollen meines Vaters von der Freude herrühre, die er bei der Betrachtung des Porträts von de Largillière empfunden hatte. Er hatte es mit einem meiner Briefe erhalten, und nach seiner genauen Betrachtung hatte er wohl Hoffnung geschöpft, daß ich mich nun ent-

schlossen hätte, nach einem festen Plan zu arbeiten und nicht mehr so oft wie früher meine Pläne und Versuche zu ändern. Diese Überlegungen, falls mein Vater sie angestellt hatte, konnten bis zu einem gewissen Punkt stimmen. Meine weitere Erzählung wird es zeigen⁷⁹⁾.

Schließlich erinnerte mich mein Freund Schmidt, der mich zu meinem Dukatenspender begleitet hatte, daß ich meinem Versprechen gemäß nicht nur ein schlichtes Essen zu geben hätte, sondern ein ausgesuchtes. Das war versprochen. Er hatte recht, er liebte das Besondere und wußte, daß das Gute besser als das Schlechte sei, und daß Ausgezeichnetes das Gute übertrifft. Schmidt wußte das, denn er hatte Geist und überdies einen feinen Geschmack. So führte ich ihn am gleichen Abend in den „Blumenkorb“ in der Rue de la Huchette zu einem renommierten Weinhändler, bei dem man sicher war, daß er nicht panschte. Er kannte uns gut und bei ihm trafen sich die befreundeten Künstler regelmäßig zum Abendessen in einem Zimmer, das immer für sie reserviert war, und das sie „Kneipchen“ nannten. Es war fast ein altes Erbgut der Künstler und seit Jahren durch unsere Vorgänger geweiht, denn dort hatten sie immer auf ihr gegenseitiges Wohl in größter Herzlichkeit getrunken. Die Ehre, die Nacheiferer dieser ehrwürdigen Vorfahren zu sein, lag uns am Herzen. Wir hatten die Pflicht, den Ruhm, wenn das noch möglich war, durch unseren Freundschaftsbund zu vergrößern und mit dem Glase in der Hand zusammen zu singen. Unsere Nachfahren werden sein wie wir, wenn sie Künstler sind und gute Freunde bleiben.

Nach dieser sehr notwendigen Einleitung begab ich mich mit Schmidt zu unserem lieben „Blumenkorb“ (zu jener Zeit speisten die besten Kreise von Paris in den Gasthäusern. Dieser Brauch ist verlorengegangen. Die Garköche der Rue de la Huchette sind verschwunden; man spricht nicht mehr von ihnen), der immer noch durch den guten Bacchus reich bestückt war. Dort fanden wir bereits zwei unserer Freunde vor, die ich eingeladen hatte, und zwei andere, die der Zufall an diesem Tag dorthin geführt hatte, die ich nötigte, ebenfalls von meiner Großzügigkeit zu profitieren. Wir waren also sechs Freunde, alle sehr jung, fröhlich und mit gesegnetem Appetit.

Die Ehre gebot mir, alles, koste es was es wolle, mit Größe und Anstand auszurichten. Und so handelte ich. Ich war mir meines Reichtums bewußt, der ich am Tage zuvor kaum einen ärmlichen Taler in der Tasche hatte. Welch eine glückliche Zeit! Die Rue de la Huchette war weithin bekannt, denn sie war nur von Garköchen und anderem dem Gaumen dienendem Wirtsvolk bewohnt. Einige von ihnen waren berühmt durch ihre Kunst, köstliche Braten herzurichten und immer neue Soßen von delikatestem Geschmack zu erfinden. Es gab aber auch „Meister“, deren Kunst darin bestand, das, was eigentlich mit Sorgfalt hätte gebraten werden sollen, in Kohle zu verwandeln und die saftigsten Stücke auszudörren. Doch

⁷⁹⁾ Nach der Zusammenstellung von Le Blanc (S. 143 f.) hat Wille in der Zeit zwischen 1738 und 1743, also vor dem repräsentativen Porträtstich des Marschalls de Belle-Isle, außer den 19 „Königen“ noch 6 Stiche für Odieuvre sowie 13 weitere, vorwiegend größere Arbeiten für andere Verleger gebeitet.

waren sie zuvorkommend, indem sie gerne und sogar mit Höflichkeit weniger wählerischen Liebhabern ihr schlecht gewürztes Geflügel zu mäßigen Preisen überließen.

Andere Schankwirte (vivandiers), Nachbarn der ebengenannten, erfreuten sich eines noch anderen Rufes: den einer außerordentlichen Unsauberkeit. Sie wußten es vielleicht selbst, denn sie verschleuderten freigebig die völlig verdorbenen Reste, sogar mit Verlusten, besonders dann, wenn sie beabsichtigten, sich still und heimlich davonzumachen aus ihren verräucherten Spelunken, die sie von ebenso geschäftstüchtigen und ebenso sauberen Vorgängern übernommen hatten. Sollte ich mich solcher Kochkünstler bedienen? Nein. Ich schmeichelte mir, etwas Geschmack zu besitzen. Deshalb ließ ich den Mann mit wertvollen und guten Waren zu mir kommen, der mit Recht sich einen guten Ruf geschaffen hatte. So konnte ich auswählen und versäumte nicht, die besten Stücke für uns auf die Seite zu legen, für die die Preise, üblicherweise nach einigem Handeln, festgesetzt wurden. Dieser gute Mann, der uns schon kannte, war rührig und ehrenwert, aber kahlköpfig; und da er beim Verhandeln mit mir immer sein Käppchen in der Hand behielt, erregte die Nacktheit seines Schädels unsere Aufmerksamkeit. Es war leicht, seine Form und die verschiedenen Narben zu betrachten, über die wir heimlich sehr lachten, denn er schien uns Ähnlichkeit mit dem eines zornigen Truthahns zu haben. Während wir uns noch so amüsierten, war unser Wirt verschwunden und befand sich bereits bei seinen Herden und seinen Bratrosten, die er mit unvorstellbarer Schnelligkeit bediente und drehte. So mußte es auch sein, da er nach kaum einer knappen Stunde schon unseren Tisch mit dem, was ich ausgewählt hatte, deckte, und alles war vollendet zubereitet. So erhielt er von uns viel Lob, das er bescheiden mit einem Glas Wein, das ich ihm gern bot, entgegennahm. Er war darüber so gerührt, daß er mir die Hand hinstreckte, nicht um die meinige zu ergreifen, sondern damit ich das Geld hineinlegte, das ich ihm schuldete. Es war nur recht, daß er bezahlt wurde, und ich bezahlte nahe bei der Tür. Er dankte mir und bat mich, ihn öfter in Anspruch zu nehmen. Ich versicherte ihn sowohl meiner finanziellen Beständigkeit wie meiner Zuneigung zu seinen Braten und guten Soßen. Dafür dankte er mir, verneigte sich kurz und verschwand.

Unsere gegenwärtige Lage erschien uns wunderbar, sogar beneidenswert. Die Gerichte auf unserem Tisch waren hervorragend, die Weine erlesen. Wir stießen mit unseren vollen Gläsern an; wir leerten sie oft, wir füllten sie von neuem. Geschichten, Lachen, Possen und Scherze folgten rasch aufeinander. Jeder war mit sich und mit mir zufrieden. Als wir uns gegen Mitternacht trennten, gaben wir uns alle freundschaftlich die Hand. Jeder begab sich, vielleicht ein wenig schwankend, zu seiner Heimstatt, wo er oft nicht einmal Feuer oder ein Zündholz vorfand, um seine ärmliche Kerze anzustecken.

Man darf nicht vergessen, daß wir alle junge Künstler ohne allzu große Sorgen waren, zwar oft ohne flüssige Mittel, doch immer bereit, uns in allen Ehren zu vergnügen, wie es die Umstände, unsere Mittel oder die Gelegenheit bot, ohne daß unsere Studien dadurch beeinträchtigt wurden.

Es war unser Ziel, in der Welt mehr Aufsehen durch unser Talent zu erregen als durch Lärm in den berühmtesten Kneipen der Erde.

Am Tage nach diesem freundschaftlichen Abendessen hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als den Brief an meinen Vater zur Hauptpost zu tragen. Beim Promenieren sehe ich wie durch Zufall in der Rue de L'Arbre-Sec eine Sammlung schöner Silbermedaillen, die ein Juwelier ausgestellt hatte, um sie als Besonderheit Liebhabern solcher schönen Dinge zu verkaufen; und da ich mir schmeichelte, zu dieser Gruppe von Liebhabern zu gehören, trat ich in den Juwelierladen ein mit dem Auftreten eines Mannes, der die Mittel in der Tasche hat, um seine Liebhaberei zu befriedigen. Ich beginne, in der Sammlung herumzuwühlen; ich suche sehr schöne Stücke aus, ich feilsche, bezahle sie fürstlich und gehe fröhlich heim, wo ich meinen Erwerb sofort meinem Freund Schmidt zeige. Er prüft schweigend ein Stück nach dem anderen, bewundert die Schönheit der Arbeit, um mir schließlich kühl zu sagen: „Sie sollten Ihr Geld besser zusammenhalten.“ Er hatte nicht unrecht; doch wurde ich nicht sparsamer. Der Degen, den ich trug, und dessen Korb nur aus vergoldetem Kupfer bestand, gefiel mir schon lange Zeit nicht mehr, und ohne zu zögern kaufte ich mir einen mit einem silbernen Korb. Das war nicht alles. Ein Rock aus Lyoner Seide mit Blumenmustern auf silbernem Grund, ein Hut mit goldener Tresse folgten rasch am gleichen Tage nach, so daß mein Schatz sehr in Anspruch genommen wurde. Schmidt beobachtete mich, doch da er klüger war als ich, billigte er meine Verschwendungssucht nicht, die seiner Meinung nach unüberlegt war. Er gab mir zu verstehen, daß das Porträt des Herzogs von Belle-Isle, das ich auf meine Kosten stechen wollte, Zeit und Geld erfordern werde; daß ich Überlegungen über meinen Lebensunterhalt während dieser Unternehmung anstellen müßte; und daß dies absolut notwendig sei. Schmidt hatte wiederum recht. Doch gab ich ihm zu bedenken, daß mein Vater mir Beweise seiner Zuneigung gegeben habe und daß es wahrscheinlich sei, daß er mir noch weitere geben werde, indem er mir, wenn nötig, kleine Summen zukommen ließe, wie er es jüngst gemacht hatte. „Und außerdem“, fuhr ich fort, „Sie wissen ja, mein Freund, daß ich ständige Arbeit für Odievre habe, den Mann, der die Arbeiten seiner Kupferstecher so großzügig bezahlt, daß viele, so wie auch Sie, ihn mit zweideutigen und wenig wohlklingenden Lobreden überhäufen. Doch mich betrifft das nicht — ich werde sicher im Notfall leicht und angenehm in der Börse dieses Kupferstichhändlers wühlen können. Somit werde ich ruhig leben und arbeiten können; ist das nicht tröstlich für mich?“ — „So tröstlich wie sicher“, rief Schmidt und grinste, wie es seine Art war, wenn er etwas in Frage stellte. Im übrigen verdroß uns diese Diskussion; sie führte zu nichts und mußte beendet werden. Zuerst war sie ernst und freundschaftlich; dann wurde sie unlogisch und oberflächlich. Doch kam glücklicherweise wieder Ruhe auf und wir riefen aus vollem Herzen: „Schluß mit unserer Diskussion!“ Nach diesem sinnreichen Spruch lachten wir und machten Scherze, sowohl gute wie schlechte. Zum Glück war die Tür geschlossen.

Zu jener Zeit kam J. M. Preisler⁸⁰⁾, ein junger Nürnberger Kupferstecher und Sohn des Direktors der Akademie dieser Stadt, nach Paris; er wurde von seinem Freund Sauter⁸¹⁾ aus Arbon in der Schweiz, der gleichfalls Kupferstecher war, begleitet. Diese jungen Künstler kamen sofort zu uns; nach vorheriger Absprache kamen sie zu Monsieur Cars⁸²⁾, Kupferstecher und Mitglied der Königlichen Akademie, der darüber entzückt war und sie nützlich anstellte. Ich bemerkte dies, weil diese liebenswerten jungen Leute später meine guten Freunde wurden.

Zu jener Zeit veröffentlichte Schmidt das Porträt des Grafen von Evreux⁸³⁾, das er nach einem ausgezeichneten Gemälde von Rigaud gestochen hatte. Dieser Stich erregte Aufsehen. Er wurde von Liebhabern und Künstlern so hoch eingeschätzt, daß sie dem Autor rieten, ihn der Königlichen Akademie vorzulegen, damit er dort aufgenommen werde. Doch Schmidt wußte, daß seine Religion nach dem Gesetz ein Hindernis für die Aufnahme darstelle. Ludwig XV., der von dieser Schwierigkeit erfahren hatte, hob jedoch das Gesetz für einen so würdigen und ausgezeichneten Künstler auf. Mein Freund stellte also seine Werke der Versammlung der Akademie vor, die sie mit Vergnügen betrachtete und ihren Schöpfer einstimmig aufnahm. Es war, wenn ich mich recht erinnere, im Frühling 1742⁸⁴⁾.

Dieses Ereignis machte mir große Freude; doch dauerte diese Freude nicht lange, denn Schmidt, der immer aufrichtig war, gestand mir rundheraus, daß er sein möbliertes Zimmer aufgeben werde, daß er aber hoffe, daß diese Trennung nichts an unserer alten Freundschaft ändern werde. Er müsse aber in Betracht ziehen, daß er, da er nun den Titel eines „Graveur du Roi“ trage, schon aus Reputation eine hübscher eingerichtete Wohnung beziehen müsse, wo er nicht nur in würdigerer Form seine neuen Kollegen, sondern auch andere Persönlichkeiten, die ihm die Ehre ihres Besuches erweisen würden, empfangen könne. Schmidt bemerkte, daß ich den Kopf schüttelte und nichts sagte und sah daraus, daß ich darüber nicht glücklich war; doch er gab sich den Anschein, nichts davon zu merken. Er bat mich freundlich, ihn zu begleiten, um ihm bei der Suche nach einer geeigneten Wohnung zu helfen. Ich stimmte zu und wir brachen sofort auf und fanden, ohne uns groß zu ermüden, eine hübsche Wohnung in einem

⁸⁰⁾ Jean Marie (sic!) Preisler, geb. 1715 in Nürnberg; er starb 1794 in Kopenhagen (Duplessis). Nach diesen Angaben Duplessis ist unsere Anm. Nr. 16 zu berichtigen. Vgl. auch Willes spätere Notiz (s. S. 32), die Freunde Preislers und Sauter seien genauso alt wie er. Vgl. überdies den nach eigener Zeichnung gefertigten frühen Porträtstich Willes von seinem Freunde Preisler, der die ausführliche Unterschrift trägt: „Jean Martin Preisler, Graveur, Né à Nuremberg le 14. Mars 1715, Dessiné et Gravé Par son Ami J. G. Will. à Paris 1743.“

⁸¹⁾ Nagler erwähnt in seinem „Kunstlexikon“ eine Anzahl Künstler namens Sauter, sagt aber nichts über den hier erwähnten (Duplessis).

⁸²⁾ Laurent Cars, geb. im Mai 1699 in Lyon, gest. am 14. April 1771 in Paris, wurde am 31. Dezember 1733 in die Akademie aufgenommen wegen der gestochenen Porträts von Mich. Anguier nach Gab. Revel und von Seb. Bourdon nach H. Rigaud (Duplessis).

⁸³⁾ Katalog der Werke G. F. Schmidts von Crayen, Nr. 42. Dieses Porträt war 1739 gestochen (Duplessis).

⁸⁴⁾ Faktisch wurde Schmidt 1742 wegen seines Porträts von Pierre Mignard aufgenommen (Duplessis). So liegt hier ein klarer Erinnerungsfehler Willes vor.

schönen Haus am Quai des Orfèvres, die uns gut gefiel und die Schmidt sogleich mietete. Danach setzte er sich mit einem dienstbeflissenen Dekorateur ins Benehmen, der die Wohnung innerhalb eines Tages ganz einrichtete, und zwar so, wie es für einen einigermaßen häuslichen Junggesellen paßte.

Am folgenden Tag beschloß Schmidt umzuziehen. Wir bestellten einen kräftigen Lastträger; sein Traggestell war bald beladen. Wir beluden es mit einer Truhe aus dem 16. Jahrhundert, die mit Seehundsfell bezogen war. Wir hatten dahinein eine Art preußischer Artillerie-Uniform mit anderen guten Kleidungsstücken und der schon gewaschenen Wäsche gelegt, darüber hängten wir Stiefel aus Kalbsleder ohne Sohlen, die aber oben noch in Ordnung waren, wir fügten Berliner Pantoffeln dazu und einen Sack mit vielen nützlichen Gegenständen. Ringsherum banden wir noch gut erhaltene Zeichenmappen und kunstgeschichtliche Bücher mit Schnur an diesem Aufbau fest. Um die Pyramide vollständig zu machen, setzten wir obenauf eine Mütze aus sibirischem Otterfell und auf das Ganze einen Mantel von merkwürdigem Schnitt und undefinierbarer Farbe. Als alles so kunstvoll aufgebaut war, setzten wir uns, ohne das geringste Aufsehen zu machen, in Marsch, um den wertvollen Transport so nützlicher Dinge, die für einen geordneten Haushalt nötig sind, zu begleiten. Wir selbst trugen die Rollen mit Kupferstichen, Zeichnungen, weißem und farbigem Papier und kamen ohne Zwischenfall im neuen Heim meines Freundes an, wo alles abgesetzt, entstaubt und verteilt wurde. Schmidt zog aus seinen Taschen sein Reißzeug, eine Schachtel mit Wachs zum Präparieren der Kupferplatten, sowie Stichel, Vergrößerungsgläser und mit Stielen versehene Stifte, schließlich seine Nachtmütze und den „Hinkenden Boten“ aus Basel in deutscher Sprache, den er sehr schätzte⁸⁵⁾.

Als dieses Unternehmen beendet war, atmeten wir auf; nach solchen Anstrengungen war ein Essen dringend notwendig. Aus diesem Grund zog Schmidt Mandelmilch und Roggenbrötchen hervor, an denen wir uns labten. Als alle Arbeit beendet war, gab ich Schmidt die Hand und wünschte ihm das, was man gewöhnlich seinem Freund wünscht, wenn man von ihm Abschied nimmt. Schmidt schien darüber gerührt. Noch ein Händedruck und ich eile auf mein Zimmer, um mich darin zu verkriechen; dort, auf einem geflochtenen Stuhl sitzend, den Kopf auf dem Arbeitstisch aufgestützt, sagte ich mir traurig: „Es gibt doch nichts Beständiges auf der Welt! Ich sehe ein, das ist so ganz richtig; doch bin ich ganz allein! Schmidt, der alte Kamerad, hat diese Wohnung verlassen! Wo ist die glückliche Zeit, die so schnell verstrichen ist? Vorbei! Wo nur eine hölzerne Wand uns trennte? Wo fände man zwei junge Künstler, die dem gleichen Ziel zustreben, und die aufrichtigere Freunde gewesen wären als wir? Wir, die wir am gleichen Tisch, oft ohne Tischtuch, aßen. Mit eisernen Gabeln aus einer gesprungenen Schüssel, wenn immer nur ein wenig Fleisch auf

⁸⁵⁾ Nach eingeholten Informationen hat es in der Tat neben dem bekannten „Lahrer Hinkenden Boten“ zumindest zwischen 1800 und 1895 auch in Basel einen „Hinkenden Boten“ gegeben. Das genaue Anfangsdatum dieser Wochenzeitung, die Schmidt um das Jahr 1742 bezogen haben soll, haben wir nicht ermitteln können.

ihrem Grunde lag. Gewiß waren solche Mahlzeiten nicht reichlich, ja, oftmals eben ausreichend. Trotzdem waren wir fröhlich und so zufrieden, daß wir häufig statt eines guten Nachtisches unsere Degen ergriffen, um geschickt gegenseitige Ausfälle zu machen, oder daß wir gegenseitig unsere Porträts zeichneten, um uns mehr und mehr im Zeichnen zu verbessern. Oder es arbeitete ein jeder für sich mit dem Stichel in der Hand und sang gedankenverloren vor sich hin, um das Beste aus sich herauszuholen.

Und welche Freude war es für uns, wenn wir vor Sonnenaufgang mit unseren Mappen unterm Arm Paris verließen, um in der Umgebung zu zeichnen, seien es die Hütten der Gärtner, seien es weiter entfernte Landschaften. Zur Essenszeit begaben wir uns oft in irgendeinen bäuerlichen Gasthof und aßen dort kaum gesäuertes Brot mit nicht mehr ganz frischer Knoblauchwurst. Wir tranken den bekannten Wein vom Montmartre oder Ménilmontant, dessen Geschmack der Schrecken aller Trinker auf 6 Meilen im Umkreis ist. Nach solchen Mahlzeiten nahmen wir unsere Arbeit mit dem gleichen Eifer wie am Vormittag auf. So waren unsere Tage gut genutzt, unsere Mappen füllten sich mit Zeichnungen, die oft nicht schlecht und voll mancher guter Einfälle waren; oft aber waren sie auch flüchtig und ohne rechten Ausdruck. Doch wenn die Sonne zu sinken begann, mußten wir unsere manchmal sehr entfernten Standorte verlassen, die weit draußen lagen, mußten Feldwege benutzen und holperige Pfade einschlagen, um die Hauptstraße zu erreichen, die uns, staubig und schweißbedeckt, oft beim Laternenschein nach Paris zurückführte. Mit einem Bärenhunger und Durst kamen wir dann in unserem möblierten Zimmer an, wo sich gewöhnlich nichts befand, was uns hätte stärken können. Diese Lage war zweifellos nicht angenehm, um so mehr, da man leben mußte und wir aus verschämtem Ehrgefühl heraus unsere bedrängte Lage den Bekannten verbergen mußten. Das war nicht leicht, denn unsere Finanzen befanden sich nicht immer in wünschenswerter Lage.

Unter solchen Verhältnissen wurde der alte Mantel, den ich bereits erwähnte, für uns von größtem Nutzen; er gehörte zu Schmidts Garderobe, der ihn von einem Juden, Altwarenhändler von Beruf und spanischer Nationalität, erworben hatte. Dieser ebenso gelehrte wie in seinen Erzählungen glaubhafte Mann hatte Schmidt bei Moses und allen Propheten geschworen, daß dieser Mantel dadurch noch ehrwürdiger sei, daß er die Schultern eines hohen Offiziers bedeckt hatte, der in der allerchristlichsten Armee von Ferdinand und Isabella diente bei der Belagerung von Granada, als die Mauren diese Stadt so tapfer verteidigten. Von dort ging er durch die Hände sehr vieler Liebhaber, die er entzückt hatte. „Denn für mich“, hatte der Jude hinzugefügt, „habe ich ihn nicht ohne Mühe von einem Rabbi aus Valladolid erworben, der inkognito dort lebte. Dieser Mann brauchte Geld, um seine Tochter Sara auszusteuern, die einen intelligenten jungen Mann, einen neugetauften Christen, heiraten wollte. Er wollte mit seiner jungen Frau nach Mexiko oder Chile gehen, um dort sein Glück zu machen beim Handel mit gesalzenen Rinderhäuten, mit eingepökelten Ochsen, mit Seehundsfellen aus Ontario, mit Fischotter-

und Biberpelzen der Alaska-Eskimos und mit Eberköpfen aus Kanada.“ Kurz, um die lächerliche Geschichte dieses ewigen Mantels zu beenden, er muß oft und weit gereist sein. Seine vielen geflickten Stellen bewiesen das ebenso wie seine Farbe, ein dunkles Braun, das vom Tragen und durch die langwährende Benutzung stark verblaßt war. Sein Schnitt schließlich erschien uns ostgotisch, und nach Modeblättern von Santiago de Compostela sind diese Form und diese Farbe bei der eleganten Welt auf Mallorca heute noch in Mode.

Nach diesem ebenso wahren wie unnützen Bericht, den ich eben gegeben habe, ist es höchste Zeit, daß ich zum Hauptthema zurückkehre, das ich fast vergessen habe. Dieser wunderliche, eben gepriesene Mantel wurde uns nützlich, wenn unsere Börsen fast leer waren; dann legten wir ihn uns wechselweise um die Schultern, um uns bei Einbruch der Dunkelheit so ver mummt zu den Fischweibern und anderen Krämerinnen am Place Maubert zu schleichen, um bei ihnen Lebensmittel zu niedrigeren Preisen als am helllichten Tage einzuhandeln. Allerdings überschütteten uns diese teuren Damen, oft rot vor Wut, stets recht freigebig mit einer Flut höchst saftiger und äußerst beleidigender Schimpfwörter, wenn ihnen unser Angebot mißfiel. Doch dann stellten wir uns taub, um durch Geduld zu einem anständigen Preis einige annehmbare Lebensmittel zu erstehen, die wir, wenn wir handelseinig geworden waren, beim Schein ihrer schlecht geschneuzten Lampen bezahlten. Dann schlugen wir unsere Einkäufe in ein Tuch und trugen sie nach Hause, um sie dort zu kochen, zu rösten oder zu braten und zu verspeisen und lachten dabei über unsere Lage und unsere Art zu leben. Denn weder Kummer noch Traurigkeit waren je bei uns zu Gast; wir waren jung, tätig, voller Gesundheit, voll Hoffnung und begierig, Talent und Ehre zu erlangen. Dabei war Schmidt sparsamer und klüger als ich, das muß ich offen und frei heraus bekennen.

Nun scheint es mir genug des Berichtens über das Zusammenleben und die Trennung zweier Freunde, deren Freundschaft trotzdem fortbestand. Jetzt werde ich von mir und meinen Dingen berichten. Nach dem Auszug Schmidts bewegte mich für den Rest des Tages und sogar für einen Teil der folgenden Nacht eine Reihe von Gedanken, besonders über meine ungewisse Lage. Beim Aufwachen am nächsten Morgen sagte ich mir: Welch ein Schweigen herrscht um mich her! Bleibe ich oder bleibe ich nicht? Das von Schmidt aufgegebenes Zimmer wird wahrscheinlich bald wieder belegt sein, doch von wem? Vielleicht von einem Wüstling, einem Radaubruder oder einem anderen Subjekt. Obgleich ich, wie ich glaube, gut bin, werde ich bei meinem wenig duldsamen Wesen früher oder später mit solchen Nichtsnutzern unerfreuliche Auseinandersetzungen haben. Doch auch das Gegenteil könnte eintreten: ein liebenswürdiger, anständiger und freundlicher Mann könnte genau so gut an meine Seite ziehen. Doch da diese Überlegungen nur auf simplen Annahmen begründet waren, mußte ich nach den Regeln der Klugheit prüfen, welches das bessere Teil sei, das ich in meiner gegenwärtigen Unsicherheit zu wählen hatte. Bei meiner natürlichen Ungeduld fühlte ich, daß mir diese Erwägungen schrecklich lästig waren, und daß eine rasche und bestimmte Ent-

scheidung mir besser zusagen würde. Deshalb beschloß ich, ohne einen Augenblick zu zögern, auszuziehen, und das noch am gleichen Tage.

War dieser Entschluß, den ich gefaßt hatte, gut? Ich war davon überzeugt, und zwar so sehr, daß ich meine gesamte Garderobe sogleich durcheinander in meinen Koffer warf. Sie war nicht so reich und vollständig wie die eines Geldverleihers aus meiner Bekanntschaft, aber sie war gut und sauber. Nach dieser Verrichtung verließ ich das Haus und ging, mit den Augen aufwärts gerichtet, durch etliche Straßen, in denen ich an mehreren Türen in großen roten Lettern die Inschrift las: „Möbliertes Zimmer zu vermieten.“ „Das hier ist das Richtige“, sagte ich bei mir und ging in eines dieser Häuser hinein, das eine alte Obsthändlerin bewohnte, die mir mit großem Entgegenkommen einige Zimmer zeigte. Das eine wie das andere war ebenso düster wie schmutzig wie ärmlich möbliert. Ich wagte kaum eine Andeutung von Kritik, und schon das war zuviel. Denn die Alte, rot vor Zorn, hätte mit den Zähnen geknirscht, wenn sie sie nicht schon vor Jahren verloren hätte. Doch das hinderte sie nicht daran, mir unverblümt zu erklären: „Merken Sie sich das, Monsieur, daß ein König von Korsika, der kein Königreich mehr besitzt, sich in einem dieser Zimmer acht Tage lang sehr wohl gefühlt hat, und Ihnen sind sie allesamt nicht gut genug. Was haben Sie darauf zu antworten? Nichts!“ Ich zuckte die Achseln und ging.

In der gleichen Straße betrat ich ein Haus von schönerem Äußeren, dessen Hauptmieterin ein Fräulein war. Sie empfing mich äußerst freundlich und zeigte mir einige Zimmer, die im Augenblick nicht bewohnt waren; doch mit einem Seitenblick sah ich durch halb offene Türen verschiedener Räume einige Kerle in gewagter Haltung und mit dreisten Mienen. Ihre Nachbarinnen waren Mädchen, die ebenso brav wie unschuldig waren; denn sie sangen mit reizendsten Stimmen schlüpfrige Liedchen. Dies alles waren wenig günstige Eindrücke über dieses Haus. Ich wäre gern wieder draußen gewesen; eine kleine Lüge der schönen Wirtin gegenüber half mir aus der Verlegenheit; sie glaubte sie und wir trennten uns aufs höflichste. Nachdem ich herausgekommen war, betrat ich ein Haus, dessen Ausgang voller Unrat war und mich schon abstieß, doch aus purer Neugier ging ich weiter hinein. Dort erblickte ich ein großes, völlig von Rauch geschwärztes Zimmer, das auf allen Seiten voller Schmutz war. Es war die Unterkunft einer Gruppe kleiner savoyardischer Schornsteinfeger; ein jeder von ihnen hatte das Glück, auf einem elenden Lager aus Häcksel schlafen zu dürfen, und das für zwei Sous pro Nacht, noch dazu bei Vorauszahlung. Oh, wie schnell war ich aus dieser elenden Räuberhöhle wieder heraus! Andererseits zeigte man mir in anderen Häusern schöne Wohnungen, die aber eher dazu bestimmt waren, Barone und Lords zu beherbergen als einen jungen Mann, der seinen Studien mit Beharrlichkeit obliegen mußte, selbst wenn er genötigt war, äußerst eingeschränkt zu leben.

Als ich aus diesen verschiedenen Häusern heraus war, verließ mich mein guter Mut. „Wie ist das“, sagte ich mir „ich laufe schon den ganzen Vormittag herum, steige so viele Treppen hinauf und hinab und habe so

wenig Erfolg, als hätte ich auf einem Prellstein gesessen! Ist das nicht zum Verzweifeln? Soll ich den Mut verlieren? Doch nein!“ Also, ich gehe von neuem los, und da führt mich der Zufall in die Rue de l'Observance (das erste möblierte Zimmer, das ich in Paris bewohnte, befand sich übrigens in dieser Straße, jedoch in einem anderen Haus)⁸⁶⁾, und ich hatte Recht getan, denn dort fand ich in einem guten Haus und bei rechtschaffenen Leuten ein Zimmer im ersten Stock, das mir so gut gefiel, daß ich es auf der Stelle mietete und das übliche Handgeld bezahlte.

Nach diesem Fund gehe ich rasch zu meinem alten Hauswirt und sage ihm: „Ich schulde Ihnen, Monsieur, nur acht Tage Miete; doch hier ist die Miete für einen ganzen Monat, womit Sie nach dem Gesetz mich nicht daran hindern können, heute noch auszuziehen.“ Der gute Mann bestätigte, daß das in Ordnung sei, bedauerte aber, mich zu verlieren. Sobald diese Angelegenheit erledigt war, suchte ich an der Straßenecke den leibhaftigen Herkules, der schon beim Umzug meines Freundes Schmidt die Stärke seiner Schultern unter Beweis gestellt hatte. Er kam gerne, um mir kräftig zu helfen; sogleich packte er meinen Koffer, meine in einen Sack verpackten Bücher und meine zusammengebundenen Mappen auf sein Traggestell und schwang es so beladen mit erstaunlicher Leichtigkeit auf seinen Rücken. Außerdem belud ich einen braven Savoyarden mit meinen gut eingepackten und verschnürten fertig geschliffenen Kupferplatten und dem Bild, das mir von Monsieur Rigaud anvertraut worden war. Meine Instrumente, meine Werkzeuge und die kleineren Utensilien steckte ich in meine Taschen. Alles andere, Stiche, Zeichnungen und einigen unbedeutenden Papierkram, lud ich mir selbst auf. Wir gingen los. Ich begleitete, wie es sich gehört, diejenigen, die wohlgenut meine wenigen Habseligkeiten trugen; und bald war ich in meiner neuen Behausung, wo ich mich ohne großes Aufsehen still und bescheiden einrichtete, das heißt, so ruhig wie nur möglich; das war im Jahr 1740⁸⁷⁾.

Weil meine Habe so durcheinander auf dem Boden meines Zimmers ausgebreitet war, mußte ich nun Ordnung in diese Unordnung bringen. Ich begann damit, meinen Koffer und meine Taschen von all dem zu leeren, was sie enthielten. Ich legte auch Hand an an die anderen Dinge und bald war alles auf die passenden und zugehörigen Plätze gebracht. So war ich behaglich eingerichtet und konnte mich leicht meinen üblichen Beschäftigungen hingeben, die ich am anderen Tag wiederaufnehmen mußte.

Nachdem ich mich so eingerichtet hatte, war ich daran interessiert zu erfahren, wer nun wohl meine Nachbarn im Haus wären. Um mich zu informieren, ging ich hinunter zu meinen Wirtsleuten, wo ich zufällig einen sehr liebenswürdigen jungen Mann traf, der mir im Lauf der Unterhal-

⁸⁶⁾ Vgl. Seite 13

⁸⁷⁾ Hier gibt Wille für diesen wichtigen Wohnungswechsel zwar einmal ein genaues Datum, das Jahr 1740, an, doch muß dem greisen Erzähler dabei ein Irrtum unterlaufen sein. Denn der Auszug Schmidts aus der jahrelang gemeinsamen Wohnung in der Rue Galande erfolgte doch erst nach Schmidts Berufung zum Graveur du Roi im Jahre 1742. Es ist überdies unwahrscheinlich, daß Wille das Originalporträt des Marschalls de Belle-Isle aus der Hand Rigauds bereits so früh, spätestens im Jahre 1740, empfangen, den Stich jedoch erst nach 3 Jahren abgeliefert hätte.

tung erzählte, daß er ein guter Schriftsteller werden wolle und, wenn möglich, ein noch besserer Philosoph. Er fügte hinzu, daß er sich freue, meine Bekanntschaft zu machen, um so mehr, da er die Künstler schätze und die Künste liebe, daß er annehme, daß wir gleichaltrig seien und außerdem, daß er schon wüßte, daß wir Nachbarn seien. Ich gab ihm die Hand und von diesem Augenblick an waren wir Freunde. Dieser junge Mann war Monsieur Diderot⁸⁸⁾, der später berühmt wurde; er bewohnte den Zwischenstock unter mir und besaß eine hübsche Bibliothek, und mit Vergnügen lieh er mir Bücher, die dazu angetan waren, mir Freude zu bereiten.

Danach verließ ich die Gesellschaft, und obwohl der Tag schon vorgeschritten war, ging ich gegen Abend doch noch aus, um einige Freunde zu besuchen. Denn ich hatte die Gewohnheit, niemals das auf den folgenden Tag zu verschieben, was ich noch sofort erledigen konnte. Deshalb begab ich mich zuerst rasch zu meinem Freund Schmidt, dem ich erzählte, daß auch ich meine Wohnung gewechselt habe, wozu er mich beglückwünschte. Dann ging ich zu Preisler und Sauter, um ihnen zu sagen, daß ich jetzt in der Rue de l'Observance wohne, worüber sie nur wenig erstaunt waren; sie dachten wahrscheinlich, es sei eine Folge meiner üblichen Unbeständigkeit. Doch sie gestanden mir, daß auch sie entschlossen seien, Monsieur Cars zu verlassen, ohne sich jedoch mit ihm zu überwerfen, und daß sie sich nach meinem Beispiel ein möbliertes Zimmer mieten wollten. Das Schwierigste sei vielleicht, ein passendes Zimmer für sie beide zu finden. Sie schienen es ernst zu meinen, und so sagte ich ihnen, daß es neben dem meinen ein Zimmer gäbe, das im Augenblick nicht bewohnt sei, und daß sie, wie ich glaubte, gut daran täten, es so bald wie möglich zu besichtigen. Dieser Rat gefiel ihnen; am nächsten Morgen kamen sie und begutachteten das Zimmer; es sagte ihnen zu, sie schlossen den Handel mit der Wirtin ab und nach acht Tagen waren sie bereits meine Nachbarn. Ich war darüber entzückt, denn es waren gut gelaunte junge Leute, klug, anständig und fleißig; und noch mehr, sie waren genauso alt wie ich. An dem Abend, an dem meine Freunde umgezogen waren, einer wichtigen Begebenheit in der Geschichte meines Lebens, aßen wir zusammen zu Abend. Ich will nicht im einzelnen die Zahl der Speisen und Gerichte, die auf unserem Tische waren, aufzählen, noch die verschiedenen Weine, die getrunken wurden, obwohl das leicht zu machen wäre. Ich möchte nur sagen, daß unsere Mahlzeit so schlicht und frugal war, daß sie uns beim Einschlafen vor den finsternen und schrecklichen Träumen bewahrte, die die Marter der gefräßigen und unersättlichen modernen Jünger des Lukull sind, selbst wenn sie auf noch so weichen Betten liegen. In Wahrheit waren wir mäßig, zufrieden und guter Laune bei dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit. Es wurde sogar beschlossen, daß wir beim Mittag- und Abendessen unsere Mahlzeiten immer zusammen und am gleichen Tisch einnehmen wollten.

⁸⁸⁾ Diderot sagt in seinem „Salon“ von 1765: „Ich habe in der gleichen Behausung wie Preisler und Wille gewohnt.“ Oeuvre de Denis Diderot, Berlin, 1818, Bd. IV, S. 71 (Duplessis).

Am nächsten Tag dachte ich über unsere Gesellschaft nach und überlegte, daß jeder Verein, groß oder klein, seine rechtlich fundierten Statuten hat oder haben sollte, die, um beachtet und eingehalten zu werden, von allen Mitgliedern der Vereinigung gebilligt sein müssen. Diese flüchtigen Überlegungen teilte ich meinen Freunden mit und fügte hinzu, daß einige wenige Gesetze, für uns und von unserer Gruppe gemacht, vielleicht ein wirksames Mittel seien, nicht nur den Frieden zwischen uns zu bewahren, sondern auch die gegenseitige Rücksichtnahme zu erhöhen. Sie zollten meinen Ideen Beifall und beauftragten mich, die Artikel eines solchen Statutes so einfach und klar wie möglich auszuarbeiten. Sie behielten sich jedoch das Recht vor, es zu überprüfen und, wenn nötig, Berichtigungen anzubringen. Das war Rechtens. Nach diesem Vorschlag machte ich mich an die Arbeit und bald darauf zeigte ich meinen Freunden die folgenden Artikel, die ich verfaßt hatte:

Artikel 1: Wir essen an einem Tisch. Keiner hat zu murren, wenn diese oder jene zum Leben notwendige Speise nicht im Überfluß vorhanden ist oder gar gänzlich fehlt. Muß man zum Beispiel gleich Lärm schlagen, wenn, was zwar sehr unwahrscheinlich ist, kein Brot da sein sollte? Nein; Blätterteig, Zwieback, Baisers werden es leicht ersetzen. Ebenso darf niemand böse sein, wenn das Fleisch aus der Metzgerei knapp ist. Es kann leicht ersetzt werden durch getrüffelte Pute, Mainzer Schinken, Kapaunen von Le Mans, Wildschweinfleisch oder, nach der Jahreszeit, durch Rebhühner. Wenn Sardinen von Marseilles, Trockenfisch aus Holland oder Hechte von den Miqueloninseln noch nicht angekommen sind, wird man sich mit Hechten, Forellen und Karpfen aus dem Rhein und Aalen aus der Seine begnügen und köstliche Austern von Cancale oder die „Grünen“ aus England dazunehmen.

Wenn wir so viele köstliche und gute Dinge verspeist haben, müssen wir uns um die Weine kümmern. Wenn wir auch keine großen Weintrinker sind, und die Weine der Suresne, von Brétigny und der Umgebung von Vitry uns genügen sollten, müßte es bei solch guten Speisen auch einen guten Wein geben, wie den vom Kap der Guten Hoffnung, von Malaga, Zypern, Madeira und Clos-Vougeot in der Bourgogne. Bei alledem darf das Dessert niemals fehlen. Sollten je einmal Haselnüsse und Mispeln nicht zu haben sein, noch Martinsbirnen, noch andere Früchte unseres Landes, würden wir, wenn es nach mir ginge, ebenso gern Ananas, Oliven der Provence, getrocknete Feigen aus Italien, Orangen aus Malta und Datteln der Levante essen. Und wenn der für eine gute Verdauung unerläßliche viereckige Marollekäse nicht aufzutreiben ist, werden Parmesan und Roquefort an seine Stelle treten. Danach darf der Mokka nicht vergessen werden, an Stelle einer guten Tasse Tee mit reichlichen Beigaben. Ich gestehe jedoch mit Beschämung, daß ich, da ich weder Oberkellner noch Küchenchef gewesen bin, hier den Fehler begangen habe, nichts über die Salate gesagt zu haben. Doch da diese leckere Rohkost normalerweise ohnedies zum Braten serviert wird, ist ihre wichtige Stellung in der Speisefolge ohnehin unbestritten.

Diesem Artikel, der schon nicht gerade kurz ist, füge ich hinzu, daß es gefährlich wäre, Likören aller Art Einlaß zu gewähren. Denn unsere

jungen Leute sind schon genug in Feuer, sowohl durch anstrengende Arbeit wie durch reichliche Tafelfreuden. Hier meine Gründe: meiner Ansicht nach sollte unsere Gesellschaft den lauten Stimmen mißtrauen, die ohne Scheu behaupten, daß gewisse Liköre nicht nur köstlich schmecken, sondern auch hervorragend wirksam sind gegen die zahllosen Krankheiten, von denen all die armen gichtigen Säufer, die maßlosen Vielfraße, die unverbesserlichen Wüstlinge so grausam gequält werden, so daß diese, ebenso wie alle anderen ausschweifenden Liederjane diese Liköre, deren fabelhafte Eigenschaften seit mehr als hundert Jahren bekannt sind, wohl zu gebrauchen verstehen und sich damit selbst kurieren, und das innerhalb weniger Tage und ohne sich weiter um ihre Geschäfte zu bekümmern, daß es direkt erstaunlich ist. Ich glaube deshalb, daß solche Liköre sowohl wegen ihres lieblichen Geschmacks als auch wegen der Vorzüge, die man ihnen nachrühmt, glücklicherweise in unsere Gesellschaft niemals Einlaß finden. Unser Wohlbefinden ist darauf nicht angewiesen, dem Himmel sei Dank!

Artikel 2: Ein jeder von uns wird für eine Woche an der Reihe sein und die Ausgaben für uns bestreiten, und wenn zufällig dem das Geld fehlte, der beauftragt ist und Bankrott anmelden müßte, er würde nicht gehört. Man würde ihm lediglich aus Menschenfreundlichkeit den Rat geben, entweder seinen bordierten Hut oder seinen gallonierten Rock zu verpfänden, um dadurch genug Geld zu beschaffen, um die Woche ruhmreich zu beenden. Am Samstag soll er dann die einzelnen Posten seiner Ausgaben, im allgemeinen schriftlich, vorlegen, wofür ihm dann jeder seinen Teil, wie es sich gehört, zurückerstattet.

Artikel 3: Dieser „Diensttuende der Woche“ wird auch verpflichtet sein, zu öffnen, wenn jemand an unsere gemeinsame Tür klopft, um nach seinem Begehrt zu fragen, soweit es unsere Gesellschaft betrifft; oder, wenn er einen von uns allein sprechen möchte, sei es wegen Geld, das er ihm schulde, sei es wegen anderer Gegenstände, die er auf Kredit geliefert hätte, oder wegen irgendwelcher diskreter Angelegenheiten. Er muß den Besucher ohne Säumen hereinführen und nach der Unterredung sehr höflich hinausbegleiten und die Tür hinter ihm schließen. Auf diese Weise werden jeweils zwei von unserer Gesellschaft, abgesehen von einer unvorhergesehenen Unterbrechung, immer ruhig ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen können.

Artikel 4: Es wird dem „Diensttuenden der Woche“ gestattet, einmal während seiner Woche nach seinen Wünschen einen Bekannten zum Essen zu uns einzuladen.

Artikel 5: Unsere Gesellschaft wird niemals an Werktagen irgend jemandem, wer es auch sei, ein Essen geben. Junge Künstler müssen ungestört arbeiten, keine Zeit und Gesundheit mit Tafelfreuden vergeuden. Ausspannung ist gut und sogar notwendig, doch nur zu gegebener Zeit und am gegebenen Ort, und keinesfalls zur Bequemlichkeit von Faulenzern und anderen Müßiggängern, die den Wert der Zeit nicht kennen und sich nicht darum bemühen, sie nützlich anzuwenden, wozu wir uns, wie ich glaube, entschlossen haben, es ohne Unterlaß zu tun.

Artikel 6: Wenn einer von uns ein Stück vom Hausrat zerschlägt, das wir gemeinsam für unseren Haushalt angeschafft haben, wird er es ersetzen; wenn es ihm selbst gehört, wird er wissen, was er zu tun hat.

Artikel 7: Nach der Rückkehr von der Akademie⁸⁹⁾ und dem anschließenden Essen irgendwelcher Art, das gewöhnlich unsere Mägen nicht beschwert, wird sich abends einer von uns bereit finden, uns aus den Tageszeitungen vorzulesen, die ja immer von politisch klugen Leuten geschrieben werden, die in der Politik ebenso vorausschauend wie in ihren Berichten aufrichtig sind, die sie uns großzügig für wenig Geld freigebig überlassen. Durch diese Lektüre werden wir immer auf dem laufenden sein, was sich außerhalb der Rue de l'Observance abspielt, besonders das, was in den Kabinetten der Herrscher Europas verhandelt wird, deren Geheimnisse immer auf wunderbare Weise ans Tageslicht kommen und so anschaulich dargestellt werden, daß dies unsere Liebe zur Politik wie zu den schönen Künsten weckt, die fast völlig eingeschlafen ist im Schatten unserer dunklen und ständig schlecht gefegten Behausungen.

Ich hätte auch noch einen achten Artikel über unsere Gesundheit verfassen und euch zur Überprüfung vorlegen können; doch da wir gesund sind, scheint er mir nicht nötig. Ich möchte nur erwähnen, um wenigstens etwas dazu zu sagen, daß, falls der eine oder der andere zufällig krank wird, ihm herzlich beigestanden und er durch die, denen es gutgeht, gepflegt würde. Kein professioneller Heilkünstler soll zu ihm gerufen werden. Und er wird mit den einfachen Hausmitteln, die unsere Großmütter glücklichen Andenkens auf ihre schlichte Art angewendet haben, bis zu seiner vollständigen Heilung behandelt. Ich erlaube mir, hinzuzufügen und zu bemerken, da ich es von gelehrten Leuten erfahren habe, daß solche Hausmittel, deren Wirksamkeit anerkannt ist, trotzdem immer wieder schärfstens abgelehnt werden von den Fachleuten dieser Kunst oder von solchen, die sich als Fachleute ausgeben. Sie sagen, das seien nur wenig wirksame Linderungsmittel; sie allein besäßen das ausreichende Wissen, um Reformen in der Heilkunst durchzuführen; sie hätten ein Recht dazu, die Hausmittelchen zu verwerfen, genauso wie die Verordnungen des Hippokrates, des Gallien, des Boerhaave und anderer, die in unseren Tagen nur albernes Geschwätz seien. Sie stellten dem ihre klaren und solideren Kenntnisse entgegen ebenso wie die neuen Entdeckungen, die auf Grund oft wiederholter erstaunlicher chemischer Versuche gemacht wurden, und die sie letzten Endes erreicht hätten dank mühsamer Arbeiten, tiefgründiger Beobachtungen, ungeheurer Ausgaben und sogar auf Kosten ihrer eigenen aufs Spiel gesetzten Gesundheit; und das alles aus Liebe zur Allgemeinheit zur Linderung der Nöte der leidenden Menschheit.

Nach diesem letzten Bericht, der kaum zu meinem Thema gehörte, legte ich die Artikel, die ich in aller Eile und ohne große Überlegungen verfaßt

⁸⁹⁾ Wieder einmal ist hier zweifelsfrei davon die Rede, daß Wille, und in diesem Falle ebenso die Freunde Preisler und Sauter, neben ihrer Berufsarbeit die Akademie besuchten. Uns ist nicht bekannt, ob sich, um es mit modernen Möglichkeiten zu vergleichen, in dieser Art von werkstudentischer oder abend-gymnasialer Fortbildung eine damals durchaus übliche Form der Künstleraus-bildung widerspiegelt.

hatte, meinen Kollegen vor, die, wie es mir nach ihren spöttischen Mienen beim Lesen schien, von meiner Arbeit nicht sehr begeistert waren. So brauchte ich, wie ich es schon geahnt hatte, nicht daran zu zweifeln, daß sie beginnen würden, die Überlegenen zu spielen, und den Sinn und Zweck der Artikel ungeniert zu kritisieren. „Hier der Artikel über unsere Mahlzeiten; ist er nicht merkwürdig konfus? Er ist zu lang und fast unnütz. Heißt es nicht, sich über uns lustig machen, wenn man vorschlägt, daß wir, je nach der Jahreszeit, die seltensten Gerichte und die kostbarsten und teuersten Weine auftischen, als wenn wir die Erben reicher Leute und berufsmäßige Feinschmecker seien? Ach“, sagten sie, und sprachen die Artikel weiter durch, „hier sind zu kurze, dort schlecht ausgearbeitete und noch schlechter formulierte Artikel, die allenfalls wert sind, gestrichen zu werden.“ „Nur Mut“, sagte ich mir, „sie haben sich schön über deine Arbeit lustig gemacht.“ Indes zeigten meine lieben Freunde das Entgegenkommen, hinzuzufügen, daß manche Artikel, wenn sie gekürzt oder besser formuliert würden, nicht schlecht wären. Dann bemerkten sie aber doch, daß ich von ihrer Kritik nicht sehr erbaut war, obgleich ich sie teilweise verdient hatte, und so schlugen sie vor, wahrscheinlich um mich zu besänftigen, daß man die ganze Angelegenheit erst einmal in der Schwebe lassen solle, da Praxis und Versuch zeigen würden, daß das, was nützlich sei, beibehalten oder an den genannten Artikeln geändert werden sollte. Diesem Vorschlag wurde allerseits zugestimmt; doch hatte diese kleine Verdrießlichkeit keine Folgen. Alles wurde wieder ruhig in unserem Haushalt. Die von mir vorgeschlagenen Regeln wurden nicht schlecht befolgt und die Scherze, die ich mir in einige Artikel einzuflechten erlaubt hatte, dienten nur dazu, andere bei Gelegenheit entstehen zu lassen. Im übrigen begann ein jeder, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Was mich betraf, ich fühlte mich glücklich; ich war jung, von guter Gesundheit, lebhaft und voller Eifer, mich in meiner Kunst zu vervollkommen. Ich arbeitete bald für Odieuvre, der zwar wenig bezahlte, aber wenigstens zahlte; bald beschäftigte ich mich damit, das Porträt des Herzogs von Belle-Isle zu vollenden, dessen Gelingen mir aus gutem Grunde viel bedeutete und am Herzen lag. Doch bald gab es eine Unterbrechung. Monsieur Daullé⁹⁰⁾, ein Kupferstecher, mit dem ich bekannt war, kam zu mir und bat mich, ihm beim Stechen von zwei Porträts zu helfen: vom Kronprätendenten und vom Herzog von York, seinem Bruder⁹¹⁾. Er hatte die Aufträge bereits angenommen, gab aber an, daß er mit anderen Arbeiten überlastet sei. Ich stimmte seiner Bitte gern zu, mehr, um eine Gelegenheit zu haben, mich zu üben, als um Geld zu verdienen, obgleich ich durchaus von der Nützlichkeit und dem Wert dieses Metalles überzeugt war, besonders, wenn ich es nicht besaß. Nachdem ich Monsieur Daullé meine Bereitwilligkeit zugesichert hatte, schickte er mir die Bilder der beiden

⁹⁰⁾ Jean Daulé, geb. 1711 in Abbeville, gest. 1763 in Paris. Er wurde 1742 als Mitglied in die Akademie der Malerei aufgenommen (Duplessis).

⁹¹⁾ Diese beiden Porträts scheinen nicht beendet worden zu sein, denn die Drucke, die wir gesehen haben, sind stets vor Herstellung der Beschriftung abgezogen worden (Duplessis).

Fürstlichkeiten zu, an denen ich mit solchem Eifer arbeitete, daß in ganz kurzer Frist mein Arbeitsanteil beendet war. Allerdings waren diese Stiche nach meiner Meinung weder schön noch gut, es war lediglich die Arbeit eines jungen Mannes, der über sich selbst zu urteilen versteht, der aber in der Folge es besser zu machen hofft. Ich muß hier bemerken, daß sich Herr Daullé die Gravur der Köpfe dieser Fürsten selbst vorbehalten hatte. Nachdem er sie vollendet hatte, setzte er seinen Namen auf die so zusammengestoppelten Platten, worüber ich hätte ärgerlich sein können. Doch Monsieur Daullé hatte mich bezahlt, ich war damit zufrieden; er wurde von den Fürsten bezahlt (ich war damit zufrieden, er war es ebenfalls); er hatte guten Grund, damit zufrieden zu sein.

Diese Angelegenheit war ebenso rasch vergessen wie beendet und ich nahm meine Arbeit wieder auf, doch wurde ich noch einmal gestört. Monsieur Daullé kam erneut und schlug mir eine andere Arbeit vor, die ich höflich ablehnte. Aber nach einigen Beschwörungen und ebenso freundlichen wie schmeichelhaften Worten, die er mir sagte, willigte ich endlich ein, ihm zu helfen. Es handelte sich um das Porträt von Monsieur Maupertius⁹²⁾, das Monsieur Daullé zu stechen versprochen hatte. Dieser Gelehrte kam von einer Reise zum Nordpol zurück, wo er mit Erdmessungen beschäftigt gewesen war, und hatte sich malen lassen, vollständig in Tierfelle gekleidet, nach der Tracht und den Erfordernissen der äußerst armen Lappen, den Bewohnern dieser kalten Landstriche, die so weit entfernt auf unserer Erdkugel liegen. Dieses Bild wurde mir ausgehändigt und ich stach nach dieser Vorlage die Teile, die ich übernommen hatte, womit Monsieur Daullé offenbar so zufrieden schien, wie ich selber unzufrieden war.

Diese vielen Arbeiten hinderten mich jedoch nicht, gelegentlich auszugehen, sei es, um vornehmen Leuten, die mir freundschaftlich verbunden waren, meine Aufwartung zu machen, sei es, um die Freunde zu besuchen, die ich schätzte und die auch mich schätzten. In solcher Absicht ging ich eines Tages aus und durch den größten aller Zufälle laufe ich genau dem ehrenwerten Wucherer in die Arme, der mir etwas Geld auf meine Münzen geliehen hatte. Er bleibt stehen, sieht mich an und sagt, ohne mich weiter zu begrüßen, mit scharfer Stimme und bitterem Ton: „Da sind Sie ja! Ist es nicht sehr häßlich von Ihnen, mich einfach zu vergessen? Haben Sie sich noch ein einziges Mal bei mir sehen lassen, seit ich Ihnen in meiner Großmütigkeit ein so hübsches Sümmchen vorgestreckt habe? O nein, Sie haben nicht einmal geruht, die vereinbarten Zinsen zu zahlen oder aber das Pfand in meinen Händen wieder einzulösen.“ Nach diesen Vorwürfen seufzte er und jammerte laut: „Ach, welche Dummheit, leichtsinnigen jungen Leuten Geld zu leihen, welche Dummheit!“ Dieser Aufschrei einer Judenseele traf mich so empfindlich, daß ich dem Herrn ohne Scheu recht grob sagte: „Hören Sie einmal, Ihre Verzweiflung über mich ist völlig überflüssig, denn ich fühle mich Ihnen gegenüber als der Großmütige; und hören Sie weiter: behalten Sie uneingeschränkt und ohne sich zu

⁹²⁾ Dieses Porträt ist 1741 von Daulé beendet worden. Es wurde nach einem Gemälde von R. Tournière gestochen (Duplessis). Vgl. Le Blanc Nr. 132.

schämen meine Münzen, zumal ich gerade jetzt noch viel wertvollere und schönere besitze.“ Damit drehte ich ihm den Rücken. Daraufhin schien mein braver Wucherer Überlegungen in folgender Richtung angestellt zu haben: „Weitere gute Münzen in den Händen dieses jungen Mannes, hoffen wir, daß sie früher oder später in den unsrigen sein werden. Also, seien wir nett zu ihm; er scheint mir unerfahren und ohne Argwohn; gehen wir dreist aber vorsichtig, wie es so unsere Art ist, zu Werke.“ Tatsächlich lief er hinter mir her, zog mich mit gespielter Schüchternheit am Ärmel und sagte mit zuckersüßer, leiser Stimme: „Mein Lieber, nun seien Sie mir doch nicht gleich böse! Wir haben uns sicher mißverstanden. Sprechen wir uns doch einmal aus; hüten wir uns vor Voreiligkeit und Irrtum und lassen uns lieber von Gefühlen leiten, die wohlüberlegt aus aufrichtigem und gutem Herzen kommen. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, wie es anständigen Leuten geziemt, die ein Gefühl für Ehre und Güte haben und die ihr volles Glück nur darin finden, ihren Mitmenschen aus dringender oder verzweifelter Notlage zu helfen. Und so bitte ich Sie“, fuhr er fort, „wenn Sie einmal wieder meinen Beistand brauchen, genieren Sie sich nicht, denn ich bin gut, redlich und gefällig, denken Sie doch bitte daran!“

Der ganze Wortschwall des Mannes erschien mir verschlagen und voller Falschheit. Die Vorwürfe, die er mir gemacht hatte, sein Eigenlob, seine Angebote, kurz, all das nahm mich derart gegen ihn ein, daß ich ihm spöttisch lachend folgendes sagte: „Wenn Sie also so diensteifrig sind, mein Bester, dann gehen Sie doch zu einem vorschriftsmäßig beschnittenen Juden namens Habakuk Isachar, dem Synagogenältesten von Avignon. Dort hat er sich freilich aus dem Staube gemacht, allerdings nur wegen eines kleinen betrügerischen Bankerotts und einigen anderen ganz unbedeutenden Übeltaten. Wie man sagt, ist er jetzt hier, um beträchtliche Gelder aufzunehmen, gestützt auf seinen guten Ruf in der Geschäftswelt; damit will er sich in die Lage versetzen, einen wohlfundierten Handel anzufangen, nachdem er allen seinen Gläubigern seine Schulden zurückgezahlt hat, dazu ohne Verzug die fälligen Zinsen sowie die Wechsel, die vorschriftsmäßig durch Bankiers oder wohlbekannte, solvente Handelsherrn indossiert waren. Gehen Sie also zu diesem tüchtigen Juden, leihen Sie ihm eine stattliche Summe, und er wird Ihnen (denn er möchte es ja noch weit bringen) sicherlich die 30% pro Monat versprechen, die Sie normalerweise nehmen, und nicht mehr, das ist beiderseits redlich gehandelt. Sollten Sie sich auf dieser Basis mit dem wackeren Geldnehmer einig werden, so werde ich Sie dazu beglückwünschen. Das ist das einzige, was ich tun kann, um mir Ihre geschätzte Freundschaft und Ihre liebenswerte Bekanntschaft zu bewahren.“ Nach diesem guten Rat schüttelte der gute Mann ratlos den Kopf und machte sich ganz kleinlaut aus dem Staube. Denn er hatte Furcht, daß er durch seine Unklugheit und meine mitten auf der Straße laut gehaltene Rede als öffentliches Ärgernis bekannt würde.

So endete meine ebenso verdrießliche wie lächerliche Unterredung mit einem Juden, der nicht einmal nach dem Gesetz Mose beschnitten war,

dem jedoch früher oder später einmal die Beschneidung doch noch blühen würde, nur daß ihm dabei die Ohren abgeschnitten würden, ganz willkürlich von dem einen oder andern der von ihm hereingelegten Opfer.

Als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, erzählte ich meinen stets wißbegierigen Freunden, daß ich eine merkwürdige Begegnung und eine recht vergnügliche Unterhaltung mit einem Individuum gehabt hätte, das mir kaum bekannt war, das auf seinen Spaziergängen sich damit abgab, den Leuten, denen es begegnete und die es für mittellos hielt, Geld anzubieten. Dies jedoch unter der Bedingung eines beiderseits abgesprochenen Zinssatzes, denn man mußte schließlich alles erzählen, und natürlich bei ausreichenden und greifbaren Sicherheiten, die vertrauensvoll in seine ebenso sauberen wie hilfreichen Hände gelegt werden müßten.

Trotz dieser recht harten Bedingungen ist dieser würdige Mann an gewissen Tagen oder zu gewissen Zeiten oft in Schweiß gebadet durch das häufige Öffnen und Schließen seines Geldschrankes, der sich oft pausenlos belagert sieht von ganzen Scharen geldhungriger Leute. Das sind zum Beispiel junge leichtsinnige Menschen, die zu früh in die große Welt hinausgelassen wurden, verlebte Wüstlinge, unbesonnene Verschwender, unglückliche und verzweifelte Spieler, verschuldete und mittellose Nichtsnutze, kurz Taugenichtse ohne Anstand, Verantwortung und Schamgefühl. Aber es finden sich auch anständige und tugendhafte Leute ein, die durch unvorhergesehene und keineswegs verdiente Unglücksfälle ruiniert wurden. Doch ist es nach allem erstaunlich, daß die Mehrzahl dieser Geldnehmer sich über die Bekanntschaft mit dem Wucherer glücklich schätzt, der in seiner bösen Seele sich über sie lustig macht und dank seiner Beute höchst angenehm in seiner dunklen Räuberhöhle in einem langen Hinterhof voller Schmutz wohnt und sich vor dem Zugriff der Justiz verbirgt.

Meine Freunde, die mir sehr aufmerksam zugehört hatten, konnten sich des Lachens nicht enthalten und gaben mir zu verstehen, daß mein Bericht, obgleich ernsthaft vorgetragen, nur eine Ausgeburt meiner Phantasie und keineswegs glaubhaft sei. „Wie könnte man glauben“, sagten sie mir, „daß ein ebenso skandalöser wie unmoralischer wie unzulässiger Handel in einer Stadt wie dieser geduldet würde, wo die Polizei ebenso umsichtig wie prompt ist, wenn es sich darum handelt, jeglicher Art von Unordnung und Geschehnissen, die der Ruhe der Bürger abträglich sein könnten, entgegenzutreten?“ Als ich ihnen versicherte, daß auch ich unglücklicherweise genötigt gewesen war, durch die raffgierigen Hände des besagten Wucherers zu gehen, änderten sie ihren Ton und fragten mich, in welche Kategorie der Geldnehmer, die ich geschildert hatte, ich mich selber einreihen würde. Diese etwas maliziöse Frage verletzte mich; entschieden und ohne Ausflüchte sagte ich: „Ihr stellt Euch so, als würdet Ihr mich nicht kennen, doch ich will es entschuldigen!“ Da sahen sie sich gegenseitig an und sagten kein Wort. „Um so besser“, sagte ich bei mir, „alles muß ein Ende haben“, und das ist das Ende dieser Geschichte.

Nach diesem an sich unwichtigen Gerede war ich bald mit dem Zimmer, das ich bewohnte, nicht mehr zufrieden, obgleich ich in vollkommener

Übereinstimmung mit meinen beiden Freunden lebte, die ich liebte und die mich ebenso liebten. Denn zu jener Zeit war ich meinem Wesen nach in allen Dingen unbeständig, nur die Abwechslung machte mir Freude. So ging ich eines Tages aus, in der Absicht, mir eine andere Wohnung zu suchen, und ich fand sie bei einem Tapezierer namens Loret in der Rue de la Harpe. Dieser biedere Mann, der sehr schwerhörig, aber nicht stumm war, zeigte mir ein Zimmer im 3. Stock seines Hauses, das mir so gut gefiel, daß der Handel zwischen uns schnell beschlossen war. Anschließend kehrte ich in meine frühere Wohnung zurück, um meiner Wirtin und meinen beiden Freunden mitzuteilen, daß ich ausziehen würde. Alle waren sehr erstaunt; doch war nichts mehr dagegen zu machen. Mein kleines Königreich war bald auf dem Rücken eines Lastträgers verstaubt, und im Nu befand ich mich in meiner neuen Behausung. Gegen Abend dieses Tages besuchten mich meine Freunde Preisler und Sauter, beglückwünschten mich, daß ich so schön und in guter Luft untergebracht sei und fragten mich noch dazu, ob es nicht in diesem Haus weitere Zimmer gäbe, die ihnen zusagen könnten. Doch da es keine gab, zeigte ich ihnen das Haus eines Gastwirts neben dem Haus meines Hauswirtes, wo es möblierte Zimmer gab. Sie gingen sogleich dorthin und mieteten ein Zimmer im 1. Stock, das sie nach einigen Tagen bezogen. So wurden meine alten Freunde aufs neue meine lieben Nachbarn.

Als ich nun meinen Wünschen entsprechend untergebracht war, begann ich sehr fleißig zu arbeiten. Ich begann das Porträt des Philosophen Wolff, eines Professors in Marburg⁹³⁾, in der Größe der Porträts von Odieuvre zu stechen. Odieuvre sah es, als es fertig war und kaufte mir die Platte für 24 Pfund ab. Anschließend stach ich in gleicher Größe das Bild von Friedrich II., dem König von Preußen⁹⁴⁾, der mit dem Hause Österreich in Krieg lag⁹⁵⁾. Odieuvre wollte die Platte gleichfalls haben; doch da ich 30 Pfund forderte, jammerte der teure Geschäftsmann laut über meine hohe Forderung. Doch ich blieb fest und Odieuvre ging, denn er dachte sicher, ich würde glücklich sein, ihn wiederzusehen und würde mich mit den 24 Pfund zufriedengeben, die er mir anbot. Doch noch am gleichen Tag suchte ich Monsieur Petit auf (Rue Saint-Jacques, der schlechte von Desrochers gestochene Porträts besaß), dem ich das Porträt des Königs von Preußen zeigte, das ihm offenbar gefiel, da er mich nach dem Preis für die Platte fragte. Ich erwiderte, ich würde geschmeichelt sein, wenn er den Preis selbst festsetzen wolle, um so mehr als er sich des Rufes vollendeter Redlichkeit erfreue. Er sagte mir auf dieses Kompliment hin, daß er entzückt von mir und meinem Werk sei, er sich aber fast schäme, mir nur 40 Franken anbieten zu können, um so mehr, als alle Porträts seines Lagers nur einen bescheidenen Preis hätten. Man wird mir gern glauben, daß ich ihm meine Platte ohne zu zögern gab und die 40 Franken dafür einsteckte.

⁹³⁾ Nr. 69 des Katalogs von Le Blanc (Duplessis).

⁹⁴⁾ Nach Antoine Pesne; Nr. 153 des Katalogs von Le Blanc (Duplessis).

⁹⁵⁾ Österreichischer Erbfolgekrieg und Erster Schlesischer Krieg, 1740—1748 bzw. 1740—1742.

Am übernächsten Tag kam Odieuvre wieder und sagte zu mir: „Nun, Monsieur, da Sie so widerspenstig sind, bringe ich Ihnen die 30 Pfund, die Sie unbedingt haben wollen, und Sie geben mir bitte dafür die Platte, über die wir verhandelt haben.“ Ich antwortete ihm, daß ich sie bereits verkauft hätte, und sogar recht vorteilhaft. Da sprang er heftig auf, und zwar so sehr, daß seine altersgelbe Perücke, die nicht sehr fest auf seinem Schädel saß, sich verschob und sein linkes Auge fast gänzlich bedeckte. Er brachte sie sogleich in ihre ursprüngliche Lage zurück, doch als er bemerkte, daß ich darüber grinste, wurde er zornrot und sagte: „Ist es nicht schändlich, daß ein junger Mann dadurch, daß er in diesem Jahr mehr Ansehen genießt als im vergangenen, so stolz und hochmütig wird, daß ein Kaufmann, der ihn immer großzügig für seine mittelmäßigen Arbeiten bezahlt hat, nicht mehr würdig genug ist, an ihn heranzutreten!“ — „Adieu, Monsieur.“ — „Adieu, Monsieur Odieuvre, auf Wiedersehen!“ — „Nicht so bald“, erwiderte er und ging ⁹⁶⁾.

Nach dieser unerfreulichen Auseinandersetzung beendete ich ohne Unterbrechung das Porträt des Herzogs de Belle-Isle, mit dem Monsieur Rigaud, dem ich den neuesten Probedruck zeigte, nicht nur zufrieden zu sein schien, sondern er hatte sich bereits bemüht, die Beschriftung, die an die Basis der Platte gehört, zu beschaffen ⁹⁷⁾. Ferner riet er mir, das Porträt dem Herzog persönlich zu überreichen.

Einige Tage später, nachdem alles fertig war, gab er mir einen Brief an Monsieur Duplessis mit, den Haushofmeister und Freund des genannten Fürsten. In dieser Weise ausreichend mit allem versehen, was ich für diese Unternehmung brauchte, begab ich mich mit dem Porträt in goldverzierter Kartusche zu diesem Haushofmeister, der mich höflich empfing, den Brief von Monsieur Rigaud las und sagte, daß dieser große Künstler schon lange sein Freund sei, und der mich sodann bei dem Herzog einführte. Er empfing mich mit höflichem Entgegenkommen und unterhielt sich, sein Porträt in Händen, sehr freundlich mit mir. Er machte mir Komplimente, daß ich trotz meiner Jugend soviel Talent zeigte. Schließlich fügte er hinzu: „Sie haben mir eine große Freude gemacht, über die ich sehr entzückt bin; es ist nicht mehr als recht, daß ich Ihnen auch eine Freude bereite, um Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen! Gehen Sie also, mein lieber Wille, zu meinem Schatzmeister, der entzückt sein wird, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Diese schönen Worte berührten mich natürlich sehr angenehm. Ich versäumte dabei nicht, vor dem hohen Herrn meine Verebungen und Reverenzen zu machen, soweit sie angebracht und nötig waren, den guten Regeln meines Tanzmeisters entsprechend, der sich für den vollendetsten Choreographen in dieser niedrigen Welt ausgab. Monsieur Duplessis, der anwesend war, führte mich sogleich zu Monsieur de la Monce

⁹⁶⁾ Legt man die Zusammenstellung von Le Blanc zugrunde, so scheint die weitere unmittelbare Mitarbeit Willes bei Odieuvre mit dem Ausdrucken des Stiches von Professor Wolff i. J. 1741 in der Tat aufgehört zu haben. Zu erwähnen wäre freilich noch der bedeutende Arbeitsanteil Willes an dem von Daullé gelieferten Porträtstich Louis Morceau de Maupertuis', der gleichfalls i. J. 1741 bei Odieuvre erschienen ist, was Le Blanc nicht vermerkt hat.

⁹⁷⁾ Das 1743 beendete Porträt ist unter Nr. 120 im Katalog von Le Blanc beschrieben (Duplessis). Siehe unsere Abbildung S. VII.

(das war der Name des Schatzmeister), wo ich in dessen Vorzimmer eine Menge Leute erblickte, von denen die einen um Geld für diese und jene Lieferung, die anderen für Arbeiten, die sie auf Bestellung genau ausgeführt und ordnungsgemäß abgeliefert hatten, warteten. Monsieur de la Monce hörte ihnen freundlich zu und bat sie, sich noch eine Weile zu gedulden und versicherte, daß alles korrekt erledigt werden würde. Aber nein; sie schrien fast alle auf einmal: „Wir wollen keine Worte, sondern Geld.“ So brüske und unangemessene Forderungen verwirrten Monsieur de la Monce, so daß ihm in seiner Geschicklichkeit nichts Wirksameres einfiel, als alle höflich aber unmißverständlich zu verabschieden, so daß sie alle, einer nach dem andern, verschwanden. Doch ließen sie durch ihre Gesten und die langen Gesichter erkennen, daß sie ebensowenig zufriedengestellt wie erbaut waren von dem Empfang, den ihnen der Herr Schatzmeister gewährt hatte.

Während dieses lärmenden Auftritts machte ich mir in einer Ecke des Vorzimmers trübe Gedanken. „Ach“, sagte ich, „was wird mich nun erwarten?“ Doch ich hatte unrecht. Monsieur de la Monce befreite mich aus meiner Ungewißheit und sagte liebenswürdig: „Kommen Sie hier herein, ich habe Ihnen etwas zu sagen, das Ihnen keinen Kummer bereiten wird.“ Diese freundlichen Worte waren noch nicht ausgesprochen, als ich mich schon mitten in seinem Arbeitszimmer befand. Dort sagte dieser gütige Herr zu mir: „Wenn ich auch all die anderen verabschiedet habe, ohne sie zufriedenzustellen, so haben wir doch noch Geld dort drin.“ Damit trat er kräftig gegen eine Truhe, die mit breiten eisernen Beschlägen gepanzert und mit Schlössern versehen war, deren Mechanismus so vollkommen war, daß er die Kunst der Diebe wirkungslos gemacht hätte. Der helle, noch dumpf nachhallende Ton, den die Truhe auf den geschickt angebrachten Fußtritt von sich gab, ließ mich schließen, daß sie reichlich wertvollstes Metall enthielt. Kurz, Monsieur de la Monce öffnete dieses „Neue Mexiko“, nahm 600 Pfund heraus, die er auf den Tisch zählte, wobei er die für mich ebenso bemerkenswerten wie erfreulichen Worte sprach: „Nehmen Sie, Monsieur, diese kleine Summe als Belohnung im Auftrage des Herzogs für das Vergnügen, das sie ihm beim Anblick seines Porträts, das Sie so gut gestochen haben, bereiteten. Ach“, fügte er hinzu, „wenn wir nicht verpflichtet gewesen wären, so außerordentliche Ausgaben in Frankfurt bei der Wahl Karls VII. zum deutschen Kaiser zu machen ⁹⁸⁾, wären Sie noch reichlicher belohnt worden! Übrigens“, unterbrach er sich und fragte, „was verlangen Sie für diese Porträtstiche des Herzogs?“ — „Drei Pfund pro Druckblatt“, antwortete ich schnell. „Nun“, sagte er, „da die Truhe noch nicht geschlossen ist, nehmen Sie hier noch 300 Pfund für 100 Abzüge; stecken Sie sie zu den 600 Pfund hinzu in den Beutel.“ — „Sehr gerne“, antwortete ich. Mit meinem Geldbeutel am Arm verabschiedete ich mich von diesem freundlichen Mann, der mich äußerst höflich noch bis zur Tür begleitete. Noch am gleichen Tag ließ ich die vereinbarte und im

⁹⁸⁾ Im Jahre 1742 wurde mit energischer Unterstützung von Frankreich und Preußen Kurfürst Karl Albrecht von Bayern als Gegenkandidat gegen Maria Theresia als Karl VII. in Frankfurt zum römisch-deutschen Kaiser gewählt. Er starb bereits 1745.

voraus bezahlte Anzahl von Abzügen zu Monsieur de la Monce bringen, und weil ich noch einige für ihn selbst dazugelegt hatte, schien er mir sehr geschmeichelt und dankte mir vielmals.

Ich schenkte auch Monsieur Duplessis einige Abzüge, der sie erfreut annahm; zugleich bedankte ich mich bei ihm, daß er mich so freundlich empfangen hatte und für die mir erwiesenen Dienste; ich empfahl mich seinem Wohlwollen und verabschiedete mich von ihm. Damit war diese Angelegenheit, die für mich ebensoviel Annehmlichkeit wie Nutzen gebracht hatte, im wesentlichen abgeschlossen.

Am anderen Morgen begab ich mich zu Monsieur Rigaud, um ihm für alles zu danken, was er für mich getan hatte, und nachdem ich ihm ausführlich die ganze Angelegenheit geschildert hatte, umarmte er mich und sagte, er wäre damit sehr zufrieden.

* * *

Hier endet der Teil der Memoiren von J. G. Wille, den wir uns haben beschaffen können. Das „Journal“ des Künstlers beginnt 1759⁹⁹⁾, und während der 16 Jahre (1743—1759), die dazwischenliegen¹⁰⁰⁾, stach Wille eine große Anzahl von Platten, die sorgsam von Monsieur Ch. Le Blanc in seinem Katalog des Oeuvre von Wille beschrieben sind. Man kann sich genau über die zu jener Zeit ausgeführten Stiche informieren, wenn man die chronologische Tafel zu Rate zieht, die Monsieur Le Blanc seiner Arbeit hat folgen lassen.

* * *

Ende der Übersetzung der „Memoires“ Willes von Duplessis.

* * *

Um der Vollständigkeit des Lebensbildes unseres hessischen Landsmannes willen lassen wir anschließend diese chronologische Tabelle Le Blancs in ihrem gesamten Umfange folgen. (Die Herausgeber.)

⁹⁹⁾ Wir dürfen in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß jüngst E. W. Kellner ein deutsch geschriebenes Tagebuchfragment auffindig gemacht hat, das bereits vom August bis Dezember 1751 verfaßt wurde (Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille. Diese „Mitteilungen“, 49/50, 1965, S. 144 ff.).

¹⁰⁰⁾ Beachte unsere Abbildungen VIII 1 und 2.

Chronologische Zusammenstellung der Kupferstiche Willes

- 1738: Les Rois de France, gravés pour Odieuvre.
Catinat: pour la suite d'Odieuvre.
Le Prince d'Anhalt-Dessau — id.
Nicolas de Largillière — — id.
Elisabeth Augusta, Comtesse Palatine.
Marguerite Elisabeth de Largillière.
- 1739: Cromwell: pour la suite d'Odieuvre.
Magdeleine de Scudéri: — id.
Charles Gab. de Tubières de Caylus, Evêque d'Auxerre.
- 1740: Le Comte de la Marche, depuis Duc d'Orléans.
Jean Baptiste Rousseau.
- 1741: Wolff: pour la suite d'Odieuvre.
Charles Frédéric, margrave de Bade d'Urlach.
Claude de Saint-Simon.
Pierre Louis Moreau de Maupertuis.
Charles d'Orléans, Archevêque de Cambray.
- 1742: C. E. Briseux.
Daniel le Chambrier.
- 1743: Frédéric II., in — 8°.
Jean Martin Preisler.
Le Maréchal de Belle-Isle.
Elisabeth de Gouy.
Pierre Boudou.
Saïd Pacha Beglierbey de Roumely.
Pierre 1er.
- 1744: Le Maréchal de Villeroy.
Philippe V., Roi d'Espagne.
Charles Edouard.
Chicoyneau.
Joseph Parrocel.
Emmanuel Pinto.
Claude de Saint-Simon.
- 1745: Alexandre Pope.
Marie Thérèse d'Espagne.
F. Berregard.
Charles Frédéric.
Tycho Hofman.
Le Maréchal de Saxe.
Antoine de Singlin.
- 1746: Titre pour la bataille de Fontenoy.
Antoine François Prévost.
- 1747: Louis XV., représenté à cheval.
Henri Liébaux.
François Quesnay.
Le même.
Marie Josephe de Saxe.
Claude Nicolas Le Cat.
- 1748: Charles Théodore, Comte Palatin.
Louis XV., d'après Le Moyne.
Michel Manessier.
Charles, prince de Galles.
- 1749: Woldemar de Loewendal.
- 1750: Bernard Bélidor.
- 1751: Charles d'Aumale.
Le Comte de Saint-Florentin.
Voltaire.
- 1753: Reitres et Lansquenets.
Jean Louis de Balbis de Bertons de Crillon.
- 1754: Le Cardinal Columna.
La Mort de Cléopâtre.

- 1755: Jean Baptiste Massé.
La Dévideuse.
- 1756: La Cuisinière hollandaise.
- 1757: Frédéric II., in — fol°.
La Ménagère hollandaise.
La Tricoteuse hollandaise.
- 1758: Jean de Boullongne.
La Gazetière hollandaise.
- 1761: Abel François Poisson de Marigny.
Le petit Physicien.
La Liseuse.
- 1762: Le jeune Joueur d'instrument.
- 1764: Les Musiciens ambulans.
- 1765: L'Instruction paternelle.
- 1766: L'Observateur distrait.
- 1769: Le Concert de Famille.
- 1770: La bonne Femme de Normandie.
- 1771: Les Offres réciproques.
La petite Ecolière.
La Maitresse d'Ecole.
- 1773: Les bons Amis.
- 1774: La soeur de la bonne Femme de Normandie.
- 1776: Agar présentée à Abraham par Sara.
Le Repos de la Vierge.
- 1778: La Mort de Marc Antoine.
- 1779: Le Sapeur des Gardes suisses.
- 1780: La Tante de Gérard Dow.
- 1781: Les Délices maternelles.
- 1782: Le Philosophe du temps passé.
- 1784: Les Soins maternels.
- 1790: Le Maréchal des Logis.

Undatierte Kupferstiche

- Le Christ.
- Fonte de la Statue de Louis XV.
- Cort Siversen Adeler, 1745?
- Jacques de Chabanes.
- Nérée Marie Corsini.
- Frédéric II., in 4°.
- De Garsault.
- Henri Benoist, Duc d'York.
- Henri Benoist, Evêque de Bâle.
- Lescalopier.
- Louis, Dauphin de France.
- Le Comte de la Marche.
- De La Mothe-Houdancourt.
- Le Cardinal de Tencin.
- Le même Personnage.

Vorbemerkungen

Wir haben uns entschlossen, die Einleitung und die biographischen Notizen über Wille, die Charles Le Blanc dem eingehenden Oeuvre-Katalog des von ihm so hoch geschätzten Meisters vorangestellt hat, gleichfalls in deutscher Übersetzung vorzulegen. Es schmälert die Qualität dieser mühevollen, gediegenen Künstlermonographie nicht, wenn wir nach der Lektüre der Autobiographie Willes gewisse Differenzen in den Angaben Le Blancs gegenüber denen Willes feststellen müssen. Hatte doch Le Blanc seine Untersuchung bereits in Angriff genommen und im Jahre 1847 veröffentlicht, ehe der von Duplessis im Jahre 1857 vorgelegte Band der Memoiren und des Journals zur Verfügung stand. Uns liegt jedoch daran, aufzuzeigen, daß gewisse Passagen im heimatgeschichtlichen Schrifttum über unseren hessischen Müllerssohn, bei denen wir eigene Versuche nicht ausschließen, oft auf solchen Ungenauigkeiten Le Blancs basieren, Ungenauigkeiten, die nicht ad infinitum fortgeschleppt werden sollten.

Die Herausgeber

KATALOG DES OEUVRE
von
JEAN GEORGES WILLE
Kupferstecher
mit einer biographischen Einleitung
von
M. CHARLES LE BLANC
von der königl. Bibliothek zu Paris
Leipzig bei Rudolf Weigel 1847

Herrn Duchesne, dem Älteren, Konservator des Graphik-Kabinetts der königlichen Bibliothek zu Paris.

Monsieur!

Ihnen verdanke ich mein Wissen auf dem Gebiet der schönen Künste, ganz besonders von den Kupferstichen, über die Sie eine so profunde Kenntnis besitzen.

Erlauben Sie mir, Ihnen diesen ersten Versuch als ein bescheidenes Zeichen meines Dankes zu widmen. Er wird einen um so höheren Wert erhalten, wenn ihm der Verfasser des „Essai sur les Nielles“ seine Protektion gewährt.

Ich bin, Monsieur

*Ihr ergebenster Diener
Charles Le Blanc*

Januar 1847

Vorwort

Die Geschichte der Kunst des Kupferstechens ist trotz der Arbeiten, die über diese Kunstgattung bereits erschienen sind, noch sehr unvollständig. Beinahe alle Künstlerlexika, wie die von Fuessli, Basen, Huber und Rost, Loubert, Heller, Nagler etc., beschreiben nur die wichtigsten Stücke einzelner Meister. Bartsch und Robert Dumesnil, die sich befleißigen, vollständige Kataloge zu geben, haben ihre Arbeiten ausschließlich den Malerstechern gewidmet.

In Anbetracht dieses Tatbestandes wäre es eine außerordentlich nützliche Arbeit, wenn man einmal die Werke derjenigen Stecher, die als Zeichner wenig bekannt sind oder überhaupt keine Ahnung vom Zeichnen oder Malen haben, Stück für Stück im einzelnen beschrieben würde.

Eine solche Arbeit wollen wir heute in Angriff nehmen und wenn wir das Glück haben, daß dieser Versuch bei den Fachleuten Anerkennung findet, werden wir sie für all diejenigen Künstler fortführen, die in der Kunst des Kupferstechens berühmt geworden sind, gleich welchem Lande sie angehören noch welcher Schule man sie zuordnen mag.

Wir werden bei der Beschreibung jedes Werkes systematische Hinweise beifügen, um den Liebhabern alle Nachforschungen, die sie anstellen müßten, zu erleichtern. Ohne überflüssige Einzelheiten zu bringen, werden wir jedes Stück so beschreiben, daß man es auf den ersten Blick erkennt. Wir geben ihm eine Nummer und einen Titel, um es zu benennen. Für unsere Aufstellung folgen wir dem heute allgemein gültigen Schema, das sich folgendermaßen zusammenfassen läßt:

Altes Testament, Neues Testament, Gegenstände aus der Geschichte, aus der Mythologie, Phantasiestücke, Kostümbilder, Landschaften, Porträts, Studien.

„Rechts“ und „links“ bedeuten, wie in fast allen beschreibenden Werken, die rechte und die linke Seite vom Betrachter aus. Wenn wir einfach sagen: „am Rande“, so bedeutet dies: am unteren Rande. Die Rechtschreibung der Namen der Künstler und der Herausgeber ebenso wie die Anschriften und Inschriften haben wir gewissenhaft beibehalten. Wenn die schriftliche Beschreibung eines Stückes nicht ausreicht, oder wenn es angebracht erscheint, die Handschrift eines Künstlers im Faksimile zu bringen, werden wir zusätzliche Abbildungen beifügen.

Unseren Maßangaben legen wir das metrische System zugrunde, dieses Maß, das heute allgemein gebräuchlich ist, bietet wegen seiner kleineren Unterteilung genauere und leichtere Anwendung als der „Königsfuß“. Ausgangspunkt für die Maße ist die Umrißlinie der Druckplatte; wenn kein Druckrand vorhanden ist, sind es die Grenzlinien des Bildes selbst.

Wir geben eine genaue Beschreibung nur von den Stücken und den Unterschiedlichkeiten, die wir mit eigenen Augen gesehen haben. Bei den Stücken, deren Vorhandensein wir nicht selbst nachweisen konnten, haben wir gewissenhaft die Quellen angegeben, denen wir unsere Hinweise entnommen haben.

Wo wir über das Vorhandensein oder über die genauen Abmessungen eines Blattes im Zweifel sind, wird dies durch ein Fragezeichen angezeigt.

Jean Georges Wille

Jean Georges Wille wurde im Jahre 1717 geboren¹⁾, in Königsberg²⁾, einem Ort zwischen Gießen und Wetzlar in Hessen. Seine Freude am Zeichnen offenbarte sich frühzeitig. Man sagte sogar, daß man ihn in seinen frühen Kindertagen nur damit trösten konnte, daß man ihm Kohle- und Kreidestückchen gab, mit denen seine kleinen Hände schon umzugehen versuchten.

Diese Neigung wurde von seinem Vater früh bemerkt und gefördert. Als der Junge 10 Jahre alt war³⁾, brachte man ihn zu einem Maler; er lernte dort die Grundbegriffe der Zeichenkunst, aber plötzlich erwachte in ihm eine unwiderstehliche Neigung zum Stechen⁴⁾. Seine ersten Versuche machte er an dem Küchengeschirr des Vaters. Alles was da an Gefäßen aus Zinn oder Kupfer dazugehörte, schmückte sich unter seinen Fingern mit Blumen und Früchten und mannigfaltig abgewandelten Schnörkeln.

Die Berufung Willes war damit zum Durchbruch gekommen⁵⁾, es fehlte ihm nur die Gelegenheit, sie zu zeigen. Als er eines Tages durch die Straßen von Gießen ging, blieben seine Augen an den Auslagen eines Waffenhändlers hängen, der hinter den Scheiben seines Ladens Gewehre ausgestellt hatte, die mit Einlegearbeiten und mit Gravierungen verziert waren. Mehr bedurfte es nicht! Voller Begeisterung für die Kunst, die er erahnt hatte, eilte Wille zu seinem Vater zurück und gab sich nicht eher zufrieden, bis er von ihm die Erlaubnis erhalten hatte, bei diesem Büchsenmacher als Schüler eintreten zu dürfen⁶⁾.

Er brachte in der Werkstatt des Meisters zwei Jahre zu. Danach verließ er Gießen, sagte seinem Vater, er gehe nach Augsburg und begab sich nach Paris⁷⁾. Während dieser Reise machte Wille in Straßburg die Be-

¹⁾ Als tatsächliches Geburtsdatum steht zweifelsfrei fest der 5. November 1715 (die Angabe: 15. 11. 1715 in H. Krüger, Zum 250jährigen Geburtstag, S. 190, beruht auf einem Druckfehler).

²⁾ „Heinecke et Huber (Notices gen. des Graveurs) disent, qu'il est né à Grossenlinden près de Giessen, en 1715.“ (Anmerkung des Herausgebers und Verlegers Rudolf Weigel.) Vgl. dazu unsere Anm. 25.

³⁾ Wenn man die nachfolgenden Lebensabschnitte des jungen Wille bis zu seinem Eintreffen in Paris als noch nicht ganz Einundzwanzigjähriger in sinnvolle Relation setzt, so kann der verständnisvolle Vater, der seinen lernbegierigen Sohn zunächst auf die Lateinschule in Königsberg und danach zur Vorbereitung auf das Studium nach Gießen geschickt hatte, ihn kaum früher als mit 16 Jahren zu Maler Kuhn nach Gladenbach gegeben haben.

⁴⁾ „Wille ließ jedoch die Malerei im Stich ‚wegen seines kurzen Gesichtes‘, wie er selbst in einem eigenen Briefe angibt.“ (Anm. des Herausgebers R. W.) Was diese ewig kursierende Briefnotiz Willes über sein „kurzes Gesicht“ betrifft, so hat es den später mit Brille arbeitenden Wille nicht gehindert, bis ins hohe Alter hinein eigene Zeichnungen und vor allem die minuziösesten Stecherarbeiten auszuführen, die kaum weniger „Gesicht“ erfordern als die Malerei. Vgl. auch unseren früheren Einwand gegen das „kurze Gesicht“ in: H. Krüger, Zum 250jährigen Geburtstag, S. 197.

⁵⁾ Diese ersten jugendlichen Experimente des „Gravierens“ und „Stechens“ (Wille, S. 66 f.) wird man kaum als einen „Durchbruch zum Kupferstich“ überbewerten dürfen.

⁶⁾ Nach Willes Erzählung bot ein Besuch Wittmanns beim Vater Will auf der Obermühle den Anlaß zu diesem berufsentscheidenden Entschluß.

⁷⁾ Von Le Blanc ist hier nicht nur die bedeutungsvolle Lehrzeit in Usingen übersehen worden, sondern auch die Tatsache, daß Willes Plan, nach Paris zu gehen, bereits dort fest beschlossen wurde.

kanntschaft von Jean Georges (sic!) Schmidt, der wie er auf dem Wege nach Paris war. Die beiden Künstler entdeckten, daß sie sich in der gleichen Lage befänden und von gleichen Zielen träumten. Außerdem fühlten sie sich vom ersten Augenblick an in einer Freundschaft verbunden, die niemals erkalten sollte und die selbst der Künstlerneid nicht beeinträchtigen konnte.

Nach der Ankunft war es für Wille, der fast allein und ohne Fürsprecher war, sehr schwierig, einen Anfang zu machen, wie es bei jedem begabten Manne der Fall ist, der ohne Unterstützung beginnt. Er sah sich gezwungen, bei einem Uhrmacher zu arbeiten und für den Verleger Odieuvre Porträts zu stechen, für die er nur einen Louis bekam ⁸⁾, obwohl sie sich durch talentvolle Ausführung und Feinheit des Stiches auszeichneten. Nachdem er jedoch dem Maler Rigaud vorgestellt worden war, der die Begabung des jungen Künstlers alsbald erkannte und ihm Arbeiten übertrug, die geeignet waren, ihn bekannt zu machen, gelangte er schnell zu hohem Ansehen, und bald konnte Wille den Aufträgen nicht mehr nachkommen, obwohl er sich ohne Unterlaß seinen künstlerischen Arbeiten widmete. Von seiner Ankunft in Paris im Jahre 1738 ⁹⁾ bis zum Jahre 1754 zählt man nicht weniger als 30 Porträts, die wir seinem Stichel verdanken. Nach diesem Zeitraum jedoch sind, abgesehen von zwei oder drei Stücken, alle Werke, die er gestochen hat, Genrebilder, die meisten nach holländischen Gemälden. Die Serie dieser schönen Arbeiten reicht bis zum Jahre 1790. Während dieser langen Schaffenszeit zollten alle europäischen Länder dem Talent Willes freudig ihre Anerkennung; er wurde nacheinander zum Mitglied der Akademien von Paris, Rouen, Augsburg, Wien, Berlin und Dresden ernannt. Ebenso wurde er zum „Graveur du Roi de France“ ernannt sowie zum Hofkupferstecher des Kaisers von Deutschland und des Königs von Dänemark ¹⁰⁾. Er starb im Jahre 1807 im Alter von 90 Jahren ¹¹⁾.

Willess Stiche sind genau, kühn und brillant. Kein Stecher hat es wie er verstanden, die Eigenart jedes Gegenstandes typisch wiederzugeben, die Verschiedenheit der Stoffe und ihren Faltenwurf deutlich zu machen und ganz besonders, den schillernden Glanz des Atlas zum Leuchten zu bringen. Er war ein geschickter Zeichner und ein begeisterter Freund der schönen Künste ¹²⁾. Diese Fähigkeit, gepaart mit großem Einfühlungsvermögen, bringt es mit sich, daß alle seine Arbeiten Feingefühl und eine außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Hell-Dunkel-Werten erkennen lassen. Freilich wird man einwenden können, daß die Ausarbeitung wenig

⁸⁾ Gegenüber diesem gar zu bescheidenen Ansatz der Honorierung durch Odieuvre vgl. Willess Angaben, Teil II, S. 17 f.

⁹⁾ Faktisch Sommer 1736.

¹⁰⁾ Zahlreiche Herrscher schickten ihm junge Leute, damit er sie unterrichtete. Wille hatte zu Hause auch eine Druckerei eingerichtet und einen Handel mit Kupferstichen begonnen. (Anm. des Herausgebers R. W.)

¹¹⁾ Aus den falschen Geburts- und Todesdaten (faktisch 1808) ergibt sich die irrige Berechnung von 90 statt 93 Jahren.

¹²⁾ „Ich habe letzthin über fünftausend Livres vor zwey kleine Gemälde gegeben, welche mir aber so gefallen, dass ich sie nicht um das Doppelte geben wolte, ob man mich gleich darum flehete.“ (Wille; Anm. des Herausgebers R. W.) Daß er auch als Sammler und als Kunstexperte ein Mann von europäischem Rang wurde, geht vornehmlich aus seinen späteren Journal-Aufzeichnungen hervor.

abwechslungsreich und die Führung des Stichels recht einförmig ist. Dieser Einwand macht es jedoch recht schwierig, den Reiz seiner Arbeiten und die lebhaftige Tongebung zu begreifen, die er ihnen fast immer zu verleihen gewußt hat. Die bedeutendsten seiner Arbeiten sind: „Der Tod der Kleopatra“, „Fahrende Musikanten“, „Die väterliche Ermahnung“, das Porträt des Grafen von St. Florentin und das von Marigny.

Unser Katalog enthält 175 Stücke und wir haben Grund zu glauben, daß das vollständige Oeuvre Willes nur wenig über diese Zahl hinausgeht. Beinahe alle diese Stücke sind datiert und tragen am oberen Rand die laufende Nummer des Stiches, so daß die Stiche von Wille, wenn man sein Oeuvre nach diesen Nummern ordnet, in der Reihenfolge ihrer Erstveröffentlichung erscheinen. Es wird behauptet, daß Wille von einigen seiner Stiche Abdrucke auf Japanpapier (papier de Chine) gemacht hat. Diese Drucke müssen außerordentlich selten sein, denn uns sind sie nie begegnet. Die normalen Drucke ohne Schriftsatz sind alle außerordentlich selten. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß Abdrucke ohne Schriftsatz mit Hilfe einer „Maske“ hergestellt werden, um die Sammler zu täuschen.

Wir haben in verschiedenen Veröffentlichungen die nachfolgenden Kupferstiche J. G. Wille zugeschrieben gefunden, aber diese Zuweisung war so unzureichend, daß wir im Zweifelsfalle nicht gewagt haben, sie in unseren Katalog aufzunehmen:

1. L'arbre de Cracovie, kleines Blatt in Querformat, ohne Künstlernamen¹³⁾;
2. Ein blinder Leierspieler, in Spiegelschrift signiert: J. G. W.;
3. Fischendes Kind am Fuße einer Felsengruppe, in 8°, ohne Künstlernamen;
4. Vorstudien zu Greisenköpfen, Hochformat, signiert: Wille sc.;
5. Kartusche für die Bibliothek von Monsieur de Poilly;
6. Firmenschild für Joly sen., einen der 12 Weinlieferanten des Königs¹⁴⁾;
7. Friedrich Wilhelm I., in 4°;
8. Friedrich III., König von Preußen. Dies ist vielleicht das gleiche Porträt, das den Namen von Schmidt in Berlin trägt.
9. Marc Petermann von Westenville. Ein kleiner Mann mit einem bemerkenswert großen Kopf hat einen Stock in der einen Hand und hält in der anderen seinen Hut hin, um Almosen von den Passanten zu erbitten. Ätzdruck, Hochformat, Wille del. et sc., Paris 1752. Sehr selten (Katalog von Paignon-Dijonval).

¹³⁾ Es ist vielleicht „L'arbre de Cracovie du Palais Royal“ von Messager (Anm. des Herausgebers Rudolf Weigel). Zur Zeit der polnischen Aufstände während des polnischen Thronfolgekrieges (1734—1763) entwickelte er sich zum Sammelplatz politischer Neuigkeitskrämer.

¹⁴⁾ Firmenschild des Weinhändlers Joly sen., eingeschlossen in einer Laube aus Reben und Trauben; darüber eine Hand mit der Waage und die Worte: Dem ehrsamem Kaufmann in der Rue de Monceau etc. Wille fec. gr. à l'eau forte in 4°. (Catalogue d'Einsiedel.) (Anm. des Herausgebers R. W.)

Trotz der Auskunft des Katalogs von Paignon-Dijonval glauben wir, daß dieses Stück eher von Rode nach einer Zeichnung von Wille gestochen ist, als von Wille selbst¹⁵⁾.

Folgende Anmerkung über dieses Stück findet sich in dem Katalog von Winkler: „Bei einem fröhlichen Beisammensein erheiterten sich Wille, Rode und Preisler über folgende drollige Begebenheit: einer ziemlich eingehenden deutschen Erklärung auf dem Blatt zufolge fand man diesen Mann in der Umgebung von Paris am Eingang eines Steinbruches zu Stein geworden in der gleichen Haltung, die er zu seinen Lebzeiten gehabt hatte. Nach dem Moos, das seinen Körper überzog, nahm man an, daß er sich schon zwei Jahre in diesem Zustand der Versteinerung befunden habe. Es ging das Gerücht in Paris, daß der Gesandte von Tripolis die Versteinerung erwerben wollte, um damit den Palast des Bey, seines Herrn und Gebieters, zu schmücken¹⁶⁾.

Als Schüler von Daullé¹⁷⁾, mit dem er ständig in Verbindung blieb, hat Wille vom Jahr 1738 bis gegen 1750 eine große Zahl von Stücken gestochen, deren Ausführung seinem Lehrer anvertraut worden war. Dieser führte die Körperpartien aus und begnügte sich manchmal sogar damit, die Platte nur zu signieren¹⁸⁾. Doch würde es sehr schwierig sein, genau zu bestimmen, welche Stiche Wille selbst ganz gestochen hat und an welchen er nur beteiligt war. Denn der Stichel des Meisters und der des Schülers haben große Ähnlichkeit miteinander, obgleich in den Werken Willes die Sticheltechnik immer viel klarer, brillanter und, wenn man es so ausdrücken will, metallischer ist. Es ist dabei nicht unsere Absicht, uns in diesem Zusammenhang auf gewagte Konjekturen einzulassen; wir wollen uns damit begnügen, diese Tatsachen aufgezeigt zu haben und die Aufmerk-

¹⁵⁾ Es ist beinahe sicher, daß dieses Stück von Joh. Heinrich Rode (dem Bruder von Christian Bernard Rode) stammt, der Schüler von Wille in Paris war. Man liest auf dem Stock des Armen: W.- del. R. sculp. aqua forti Paris 1752. (Anm. des Herausgebers R. W.)

¹⁶⁾ Es finden sich noch folgende Stücke erwähnt:

1. Ein kleines Porträt Ludwigs XV., Profil im Oval, für eine Genealogie. Unbekanntes Stück nach I. B. Le Moine. Erwähnt im Manuskript des Künstlerlexikons von Heinecke, aufbewahrt in der Bibliothek zu Dresden, ein Exemplar befindet sich in der Kollektion der Gräfin von Einsiedel. (Anm. des Herausgebers R. W.)
2. Brustbild eines Unbekannten, wahrscheinlich eines Mediziners, in Mantel und Perücke, nach links gewandt, gestochen ungefähr 1740. Oval in 8°. Abzug vor Anfertigung der Schrift. Sehr selten, Katalog Einsiedel. (Anm. des Herausgebers R. W.)
3. Zwei Landschaften auf einem Blatt, von J. G. Wille in seiner Jugend gezeichnet und in Ätzwasser gestochen. Klein-Folio (Katalog Einsiedel). Der Katalog Kreuchauff bemerkt dazu, daß sie wahrscheinlich von Wille stammen, da das Exemplar, das er nennt, von Wille selbst signiert und mit folgender Widmung versehen ist: „Für Herrn Kreuchauff von seinem Freund Wille.“ Es handelt sich dabei um ein Teilstück einer Platte, die von G. F. Schmidt, J. H. Rode und J. G. Wille gemeinsam gestochen wurde, einige Stücke nach Sadeler und Mellan. Die ganze Platte in Klein-Folio enthält 9 Sujets. Gelegentlich, wenn auch recht selten, begegnet man Abdrucken einzelner Stücke daraus, die die Künstler wahrscheinlich an ihre Freunde in Deutschland geschickt haben. Abdrucke der ganzen Platte sind außerordentlich selten. (Anm. des Herausgebers R. W.)

¹⁷⁾ Das hier von Le Blanc vorgetragene und von vielen Bearbeitern wiederholte Lehrer/Schüler-Verhältnis zwischen Daullé und Wille sollte man an Hand der Selbstbiographie Willes noch einmal überprüfen.

¹⁸⁾ Vgl. Willes biographische Notiz (unsere Übersetzung S. 37).

samkeit auf die nachfolgenden Porträts zu lenken, die unserer Ansicht nach neben anderen dem Stichel Willes zuzuschreiben sind ¹⁹⁾:

Charles de Baschi, Marquis d'Aubais
Charles Alexandre von Lothringen
Charles Eduard, ältester Sohn von Jacques Stuart, 1744
Louis, Dauphin de France
Maler Hyacinth Rigaud
Marguerite de Valois, Comtesse de Caylus

Die drei ersten in —4^o, die anderen in —fol^o 20). Wir wollen diese kurze Biographie nicht abschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß Wille mehrere bedeutende Schüler ausgebildet hat, die zu Recht berühmt geworden sind. Zur Ehre des Meisters seien nur einige Namen genannt: Schulze, Schmutzer, J. G. Müller und Berwic ²¹⁾, der dazu berufen war, später eine eigene Schule des Kupferstichs zu begründen.

¹⁹⁾ Siehe auch die Porträts von Saint-Simon und Kronprätendenten Charles Stuart, Nr. 112 und 149 dieses Kataloges. Weiter: Friedr. August III., König v. Polen, Kurfürst von Sachsen, nach Sylvester. Folio; der erste Zustand trägt die Anschrift von Lespine und Hérissant, sie ist später weggelassen worden, Charles Hugues Sonnois, Advokat am Tisch sitzend. Nach I. B. Cornu, fol. Martin Pallu von der Gesellschaft Jesu, nach Nonnotte. Oval in 8^o. Davon existiert ein Druck vor jeglicher Beschriftung und mit nicht vollendeter Bordüre; Katalog Einsiedel. (Anm. des Herausgebers R. W.)

²⁰⁾ Weiter: Chevillet, die Brüder Guttenberg, Halm und Dennel. (Anm. des Herausgebers R. W.)

²¹⁾ Wir besitzen folgende Wille-Porträts:

1. Gemalt von J. B. Greuze und gestochen von Willes Schüler G. J. Müller.
2. Gezeichnet von Halm und gestochen von J. F. Bause.
3. Gezeichnet von seinem Sohn P. A. Wille und gestochen von P. C. Ingouf.
4. Gezeichnet von seinem Freund G. F. Schmidt und gestochen von J. H. Rode 1753, Kleinformat 8^o. Oval, sehr selten.
5. Gestochen von F. L. Kauke 1759, in 8^o.
6. Gestochen von l'Abbé de Saint Non; mit Perücke, neben ihm ein Lehrjunge, dem er einen Stich zeigt. Sie erscheinen in einer Fensteröffnung, grav. in Ätzwasser, 1771, in 4^o. (Anm. des Herausgebers R. W.)

Für eine fachkundige Durchsicht des Manuskripts sind die Herausgeber zu größtem Dank verpflichtet dem Präsidenten der Deutsch-Französischen Gesellschaft in Gießen, Herrn Universitätsprofessor Dr. Hans-Werner Klein, und besonders seiner Gattin, Frau Charlotte Klein.

Ihr danken wir zugleich für die Zusage der Übersetzung des umfangreichen „Journals“ von Wille, die wir in den folgenden Bänden unserer „Mitteilungen“ zum Abdruck bringen werden.



Marguerite Elisabeth de Largillière, die Tochter des bekannten Pariser Historien- und Porträtmalers. Einer der frühesten selbständigen Porträtstiche des damals erst dreiundzwanzigjährigen „Anfängers“, der hier noch in der deutschen Namensform: „J. G. Will“ signiert. 1738.



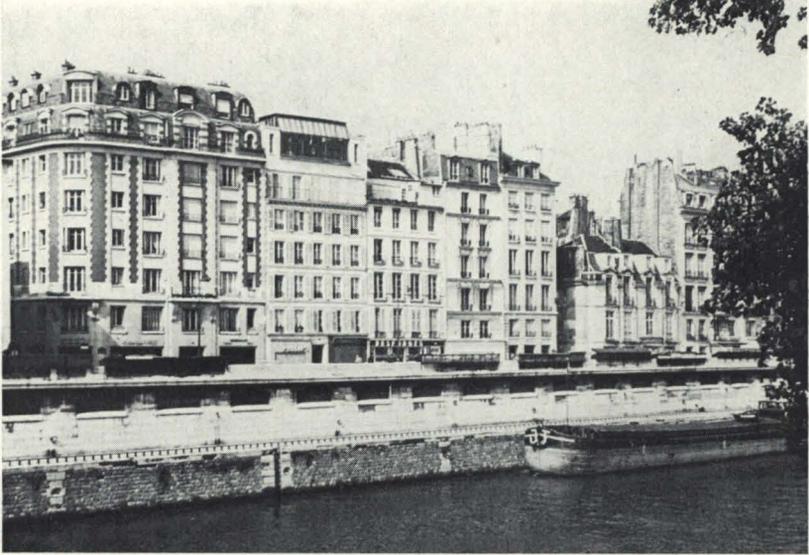
Charles Louis Auguste Fouquet de Belle-Isle
duc de Guise, Prince du St Empire, Maréchal de France, Comte de Metz, et Prince-Major Général des Armées du Roi
Président du Parlement de Metz sous le Règne de Louis XV



Fouquet de Belle-Isle
Chevalier des ordres du Roi, et de la Toison d'Or, Ambassadeur extraordinaire pour l'Empire et Plénipotentiaire en Allemagne, Pair de France, Comte et Marquis de Belle-Isle

Charles Louis Auguste Fouquet de Belle-Isle. Der meisterliche Porträtstich Willes nach dem Ölgemälde, das ihm Hyacinthe Rigaud i. J. 1742/43 als „Probearbeit“ zur Verfügung gestellt hatte. Signiert: „Johann Georges Will.“

VIII, 1



Paris, Quai des Augustins. Im Haus Nr. 29, dem von lks. gezählten dritten, kleineren Haus mit seinen 15 Zimmern, spielte sich von 1745 bis 1808 das jahrzehntelang glanzvolle Leben des „Graveur du Roi“ ab. Foto: Dr. H. Krüger, 1967.

VIII, 2

Le très humble et très obéissant serviteur

Wille

Unterschrift Willes aus einem eigenhändig geschriebenen Brief a. d. Jahr 1778.